



## Bur Volkskunde Niederösterreichs.

### Charakteristik und physische Beschaffenheit der Bevölkerung.



Der hervorstechendste Charakterzug des Niederösterreichers, sein eigentliches Wesen ist im Gemüthe ausgeprägt, hier liegen zunächst die einzelnen trefflichen Eigenschaften, welche als seine unbestrittenen Vorzüge gelten. In religiöser Beziehung hält unser Landvolk treu am Väterglauben, übt gewissenhaft dessen Vorschriften und traut keinem Verächter derselben.

Die Religion ist ihm auch die Stütze des Familienlebens, ihr Einfluß festigt das Eheband und leitet die Eltern bei Erfüllung ihrer Pflichten in der Kindererziehung. An der Scholle Erde, welche er bebaut, hängt der Niederösterreicher mit Liebe und zufriednem Gemüthe. Er glaubt nicht, daß er es anderswo besser haben könne als daheim, daher die Auswanderungsluft hierzulande verhältnißmäßig noch wenig Köpfe berückt und verrückt hat. In der Anhänglichkeit an seine engste Heimat und in der Liebe zum Monarchen wurzelt vorzüglich der Patriotismus des Niederösterreichers. Demselben liegt aber kaum eine deutliche politische Vorstellung zu Grunde; selbst der Begriff Vaterland erscheint dem schlichten Landmann fast als zu wenig anschaulich, zu wenig faßbar; sein Patriotismus ist vorwiegend ein dynastischer, er fußt in der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und im Reichsoberhaupt verehrt der Bauer neben der Würde immer auch die Persönlichkeit. Dem „Kaiser“ zahlt er seine Steuern, der „Kaiser“ ruft seinen Sohn ins Feld, für den „Kaiser“ gibt er ihn willig hin. Gewohnt, unter einer milden Regierung zu leben, ist der Niederösterreicher ein ruhiger Staatsbürger, in dessen Natur Neuerungssucht nicht liegt. In seinem Auftreten zeigt unser Bauer ein gefestetes, gefestigtes Wesen, dem alle Windigkeit fremd ist. Der Bäuerin ist der Sinn für das Schickliche besonders eigen und sie weiß mit dem

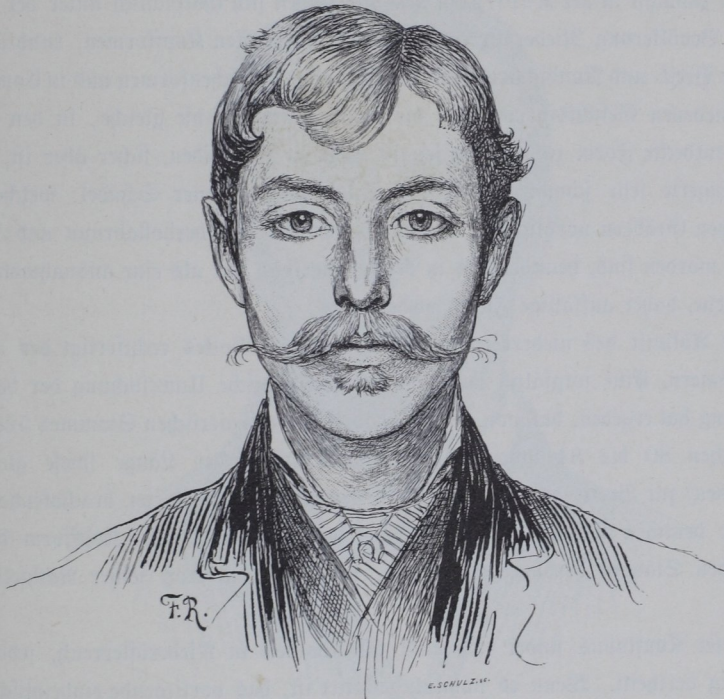
natürlichen Anstande eine Art Anstelligkeit zu verbinden, welche das ihrem Stande anhaftende Linkische oft kaum bemerken läßt.

Der Gebirgsbewohner ist mehr in sich gekehrt, der Bauer auf dem Flachlande geweckter, beweglicher, der Weinbauer heißblütiger und im Ganzen von derberer Natur, in einem Punkte aber stimmen sie alle überein, in der Art nämlich, dem Fremden zu begegnen. Wen der Bauer nicht näher kennt, dem erschließt er sich nicht sofort, er verhält sich vielmehr anfangs zuwartend, beobachtend, doch muß man dahinter ja nicht sogleich berechnete Abgemessenheit oder gar Verschlagenheit vermuthen, sondern man darf zumeist richtiger bedächtiges Wesen, natürliche Klugheit und gewiß auch oft bescheidene Zurückhaltung, ja sogar Schüchternheit als Grund solchen Benehmens voraussetzen. Weiß unser Landmann einmal, mit wem er es zu thun hat, und hat er Zutrauen gefaßt, so geht er aus sich heraus, und bald liegt sein ganzes biederes, treuherziges Wesen offen da. Er wird dann auch eine andere an ihm so oft und mit Recht gerühmte Tugend hervorkehren, die Gastfreundlichkeit, welche gerne gibt, ohne Prunk und ohne Schein. Dieser Charakterzug tritt vollends als Nächstenliebe auf, wenn der Mitmensch im Unglück sich befindet; da leistet unser Landvolk wohl oft entschieden mehr, als Christenpflicht vorschreibt. Dem Armen vor der Thüre reicht der Bauer auch in Mißjahren das erbetene Stück Brot, und Nachherberge verweigert er nicht leicht dem obdachlosen Fremden.

Es gibt mancherlei Gelegenheiten, bei welchen unser Landvolk auch eine überaus heitere Seite hervorkehrt und seinem natürlichen Witz und Humor freien Lauf läßt. Da will man „leben“, da „haut“ auch unser sonst sparsame Bauer „auf“. Man hat wohl deshalb den Niederösterreicher wiederholt leichtlebig, ja leichtsinnig genannt. Das heißt aber die Ausnahme als Regel hinstellen; nur in Bezug auf den Weinbauer kann man sagen, daß er, nachdem er oft mehrere Jahre hindurch infolge Mißwachses spärlich gelebt hat, in besseren Zeiten mit dem Erworbenen weniger haushälterisch umgeht. Auch die Nähe der Großstadt mag in mancher Hinsicht ungünstig auf die Lebensweise des Landvolkes rückwirken.

Die Charakterzüge, welche hier zunächst an unserem Bauernstande hervorgehoben wurden, gelten mehrfach auch vom niederösterreichischen Bürgerstande. Man trifft noch allenthalben wahre Ehren- und Biedermänner, und die Bürgersfrau hat das würdige matronenhafte Wesen von altersher noch in vielen Zügen bewahrt. Im Ganzen betrachtet kann uns aber der Bürgerstand heute nicht mehr wie einst als echter Repräsentant des niederösterreichischen Volksthumes gelten, denn auf ihn hat der veränderte Zeitgeist, hat namentlich das Fabrikswesen und dessen Rückwirkung auf das Kleingewerbe, auf ihn hat in Tracht und Sitte auch großstädtisches Wesen bereits vielfach umgestaltenden Einfluß geübt. Der Kleiderluxus findet indeß auch bei unserer bäuerlichen, besonders weiblichen

Bevölkerung mehr und mehr Eingang. Außerdem dürfen Fehler, welche dem niederösterreichischen Bauer von früher her anhaften, hier nicht verschwiegen werden, soll das Charakterbild vollständig sein. In religiöser Hinsicht neigt unser Landvolk in mancherlei Weise zum Aberglauben hin; doch besteht dieser vielfach nur in Bräuchen, welche es übt, ohne dabei etwas zu denken. Die Bedächtigkeit erscheint öfter als Langsamkeit, ja Schwerfälligkeit im Weiterbilden des Alten und im Ergreifen des Neuen. Die zähe Consequenz unseres Bauers wird oft zur Hartnäckigkeit, welche nicht nachgibt, auch wenn sie augen-



Typus eines Niederösterreichers aus der Umgebung Wiens.

scheinlich unberechtigt ist, besonders in Proceßsachen. Das ist der sprichwörtliche harte „Bauernschädl“.

Fassen wir das Gesagte in ein Gesammturtheil zusammen, so dürfen wir wohl behaupten, daß die Vorzüge unseres Volkes weit seine Fehler und Mängel überwiegen. Das niederösterreichische Volk berechtigt zu schönen Hoffnungen auch für die Zukunft, und wer es recht kennt, wird es auch achten und lieben.

In physischer Beziehung muß man den deutschen als für den Charakter der Bevölkerung maßgebenden Stamm in das Auge fassen und vor Allem sich erinnern, daß dieser aus dem Zusammenflusse von germanischen und slavischen Elementen nebst Bruchstücken

der Bewohner des römischen Ufer-Moricum hervorgegangen ist. Hauptsächlich war es aber der baierische Stamm, welcher sowohl vor dem Einbruche der Avaren und Slaven als auch nach der Vertreibung der ersteren die Grundlage für die Bildung der deutschen Bevölkerung Niederösterreichs abgegeben hat.

Bezüglich dieses Verschmelzungsprocesses muß man berücksichtigen, daß derselbe nicht durchwegs ein gleichmäßiger sein konnte, weil die verschiedenen sich vereinigenden Volkselemente nicht in gleicher Menge in den Bildungsproceß eintraten. Die Verschiedenheit spricht sich zunächst in der Kopfform aus und finden sich thatsächlich unter der heutigen deutschen Bevölkerung Niederösterreichs die verschiedensten Kopfformen, rundlich ovale, ebenso wie Breit- und Rundschädel, und zwar mit allen Zwischenformen und in Combination mit verschiedenen Gesichtformen. Ob die ovale Form auf die gleiche, in den keltischen Gräbern entdeckte Form zu beziehen sei, ist nicht zu entscheiden, sicher aber ist, daß sich das verlängerte sehr schmale Ovale des Schädeldaches jener Schädel, welche in altgermanischen Gräbern nördlich der Donau, namentlich in Oberhollabrunn und Stillsried aufgedeckt worden sind, heutigestags in Niederösterreich nur als eine ausnahmsweise und höchst seltene, daher auffällige Form wiederfindet.

Die Abkunft des niederösterreichischen deutschen Volkes rechtfertigt den Vergleich mit den Baiern. Eine sorgfältig durchgeführte systematische Untersuchung der baierischen Bevölkerung hat ergeben, daß von 1000 Schädeln des altbaierischen Stammes 528 sich um eine zwischen 80 bis 84 schwankende Verhältnißziffer der Länge (diese gleich 100 angenommen) zur Breite des Schädeldaches gruppieren. Mag dieser brachycephale Kopf-typus der heutigen Baiern wie immer aus der länglich ovalen Kopfform der alten germanischen Stämme hervorgegangen sein, so ist er doch trotz seiner Räthselhaftigkeit Thatsache.

Dieser Kopf-typus findet sich auch allenthalben in Niederösterreich, jedoch nicht gleichmäßig vertheilt. Wenn es nämlich gestattet ist, das vorliegende einheimische, allerdings nicht sehr zahlreiche Materiale nach dieser Richtung hin zu verwerthen, so dürfte sich die Annahme rechtfertigen lassen, daß unter den Bewohnern des Hochlandes vom Waldviertel diese breite, mitunter bis zur Rundköpfigkeit steigende Kopfform die Regel ist, während sonst im Lande, besonders in der südlichen Zone, die ovale Kopfform mit allen ihren Varietäten sich viel häufiger vorfindet. Daß sich die Bewohner des Waldviertels durch eine breite Stirn- und Schädelbildung kennzeichnen, ist allgemein in der Gegend bekannt, und weist diese häufig vorkommende Kopfform auf alte baierisch-fränkische Colonien hin.

Wie die Kopfform so variiert auch die Größe des Schädels. Es wird für die Gesamtheit des deutsch-österreichischen Stammes die Capacität des Schädels groß genug

auf 1.521·64 Cubikcentimeter und das Hirngewicht auf durchschnittlich 1.314·5 Gramm mit einem Maximum von 1.531 Gramm angegeben.

Die gleichen Verschiedenheiten finden sich auch in der Gesichtsbildung der Niederösterreicher, doch lassen sich zwei ganz charakteristische, fast extreme Typen aufstellen. Der eine Typus, der sich häufig auch in der Umgebung Wiens findet, kennzeichnet sich durch ein proportionirtes, längliches, gegen das Kinn sich verschmälernendes Enface, mit einer



Typus eines Niederösterreichers aus dem Waldviertel.

schmalen, gezogenen Nase, einem graublauen, aus offener Lidspalte hervorblickenden Auge, einer wohlgestalteten, doch nicht sehr breiten Stirn, wenig vortretenden Jochbeinen und mit dünnen, eine proportionirte Mundspalte begrenzenden Lippen.

Der zweite, insbesondere im Waldviertel heimische Typus zeichnet sich durch einen ovalen, nur mäßig gegen das hohe, breite und stark vortretende Kinn sich verengenden Gesichtsumriß aus, durch eine breite entsprechend hohe Stirne, eine, mit der Nasenlänge verglichen, etwas höhere Mundregion mit fleischigeren Lippen und durch graue, selten dunkle, aus mäßig geöffneten Lidspalten hervorsehende Augen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Gesamtheit des Körperlichen, insbesondere auf die Statur. Doch sollte hierbei mehr, als sich thun läßt, der Einfluß der klimatischen und Bodenverhältnisse, Beschäftigung und Lebensweise beachtet werden; denn so wenig diese Verhältnisse das mit der Race Zusammenhängende in der Kopfform zu alteriren vermögen, so sehr tangiren sie den Lebensproceß und die Ausbildung und Erhaltung des Knochen- und Muskelsystems. Das Wenige, was da wieder geboten werden kann, gründet sich zu einem Theile auf ärztliche Notizen, zum anderen Theile auf die gelegentlich der Affentirungen gewonnenen Ergebnisse.

Im Ganzen genommen läßt sich wohl der niederösterreichische Menschenschlag als ein gesunder und kräftiger bezeichnen, der sich, wie allenthalben, mit der Mehrzahl der Individuen um ein mittleres Maß der Höhe des Körpers von 61 bis 64 Wiener Zoll, ungefähr 160 bis 166 Centimeter, gruppirt, gelegentlich aber auch größere Gruppen von Individuen mit einem ansehnlicheren Körpermaße begreift. Wien und das Viertel unter dem Manhartsberge mit dem Marchfelde stellen die meisten Leute großen Schlages, nämlich 226 unter 1.000, gegen 136 im Viertel ober und unter dem Wienerwalde und nur 118 im Waldviertel. Von 1.000 untersuchten Stellungspflichtigen waren 1871 im Wiener Bezirk mit Einschluß des Marchfeldes nur 64 Mann untermäßig, nämlich weniger als 59 Zoll = 1.554 Meter hoch, dagegen in den beiden Vierteln ober und unter dem Wienerwalde und im Waldviertel sogar 190 Mann.

Leider aber muß unter Einem constatirt werden, daß die Lebensprosperität nicht gleichen Schritt hält mit dem Höhenwachsthum, denn gerade in jenen Bezirken, wo die meisten Leute hohen Schlages zur Stellung kommen, ist auch die Zahl der wegen körperlicher Gebrechen zurückgestellten die allergrößte, und participiren bei diesen bedenklichen Ziffern gerade Wien und seine Vororte am meisten.

Von besonderem Interesse sind die Ergebnisse über die an Schulkindern gepflogenen Erhebungen über die Farbe der Haare, der Augen und der Haut. Wenn man ohne Rücksicht auf die Zwischenformen bloß einen blonden und braunen Typus einander gegenüber stellt, so läßt sich sagen, daß von der Gesamtsumme der untersuchten 256.707 Schulkinder an 100.727 der blonde Typus nachgewiesen werden konnte; auch ließ sich in der nördlichen Landeszone ein stärkeres Auftreten des blonden Typus nachweisen, nämlich mit 22 Procent gegen 19.4 Procent in der südlichen Zone. Privatn Mittheilungen zufolge, kommen schwarze Haare im Waldviertel bei Eingebornen gar nicht vor, was wieder ein unverkennbares Merkmal altdeutscher Abstammung ist.

In den nachfolgenden ethnographischen Schilderungen soll das niederösterreichische Volk in seinen Sitten und Bräuchen, in seinem Denken und Handeln vorgeführt und damit zugleich sein Charakter in den einzelnen Zügen genauer gezeichnet werden.

## Das Jahr.

Das neue Jahr wird wie andere öffentliche Feste in den meisten Gegenden Niederösterreichs von den Burschen „eingeschossen“ und von Nachts herumziehenden kleinen Musikbänden „eingelassen“; im Wechselgebiete (B. U. W. W.) ist auch das „Neujahr=singen“ Brauch. Allgemein hält man noch an der Sitte fest, zum Jahreswechsel sich gegenseitig Glück zu wünschen. Einige landläufige Wunschformeln verdienen als charakteristisch hier vorgeführt zu werden.

„Ich wünsch' dem Herrn und der Frau  
Ein glückseliges neues Jahr,  
Das Christkindl im krausen Haar,  
Ein gesundes und langes Leben,  
Einen Beutel voll Geld daneben.  
Ich wünsch' Ihnen einen goldenen Tisch,  
Auf jedem Eck einen braun'n Fisch,

In der Mitte eine Kanne Wein,  
Da kann der Herr und d' Frau  
Brav lustig sein.  
Ich wünsch' Ihnen einen gold'nen Wagen,  
Da können S' miteinander in Himmel fahren;  
Aber das thät' ich mir ausbitten,  
Daß ich hinten darf auffitzen.“

Dies ist indeß nur eine von den zahlreichen Variationen des allbeliebten Glückwunsches. Wenn der Bauernjunge ihn spricht, sagt er statt „dem Herrn und der Frau“: „dem Bödern und der Moam“ (Mahn, Muhme. Mit „Böder“ und „Moam“ werden in Niederösterreich überhaupt häufig Bauer und Bäuerin angesprochen) und gebraucht die Fürwörter „Ös“ und „Eng“ (alte Zweizahl = Ihr, Euch).

Originell ist das Einschießel:

„Ich wünsch' dem Herrn eine rothe Hof'n,  
Da können die Dukaten drin los'n;<sup>1</sup>  
Ich wünsch' der Frau einen seidnen Rock,

Der steht als wie ein Nagelstoß,<sup>2</sup>  
Und wünsch' der Frau eine gold'ne Haub'n,  
Die steht als wie eine Turtelraub'n.“

(Dabei ist an die altehrwürdige Goldhaube zu denken.)

Recht naiv gratulirt der „Bögerbua“<sup>3</sup> im Gebirge (B. O. W. W.):

„I kimm' <sup>4</sup> herein mi mein' Böger,  
Was 's <sup>5</sup> ma <sup>6</sup> gebt's <sup>7</sup>, das trag' i weg.  
I wollt', der Bau'r waar' <sup>8</sup> mein Böder  
Und gaabat <sup>9</sup> ma a Seit'n Speck!

Es soll eam <sup>10</sup> G'sund <sup>11</sup> und langes Leb'n  
Dafür der himmlisch' Bader geb'n.  
I bitt' eng, schenkt's ma ja nit z'wen'g,  
Wann's ma aa <sup>12</sup> mein' Böger z'prengt“.

Auch Spottverse kann man hören — doch wohl öfter im Scherz als im Ernst gesprochen, z. B.:

„Ich wünsch' dir ein glückselig neues Jahr,  
Weil das alte is schon gar;

Und wenn d' nit g'scheidter worden bist,  
So bist und bleibst der alte Narr“.

<sup>1</sup> Horchen, hören. <sup>2</sup> Nockenstoß. <sup>3</sup> „Böger“ ist ein länglicher Tragkorb. <sup>4</sup> komme. <sup>5</sup> Verkürzt aus „Ös“. <sup>6</sup> mir. <sup>7</sup> Mundartliche Zweizahl = gebt (Ihr). <sup>8</sup> wäre. <sup>9</sup> gäbe. <sup>10</sup> ihm. <sup>11</sup> Der G'sund = die Gesundheit. <sup>12</sup> auch.

Allerlei Aberglaube knüpft sich an den ersten Tag des Jahres. Vor Allem ist es nicht gleichgiltig, wer Einem zuerst begegnet oder zuerst gratulirt. Weit verbreitet ist die Meinung, daß man das, was man am Neujahrstage thut, durchs ganze Jahr oft thun werde, wie dies auch das landläufige Sprüchwort ausdrückt: „Wie zu Neujahr, so das ganze Jahr“. Zu Neujahr soll man einen Schweinsrüssel essen, dann wird man Glück haben. Das Schwein wird öfter als ein in gutem Sinne vorbedeutendes Thier aufgefaßt.

Heilige drei Könige. Der allbekannte Brauch der Hausberäucherung am Dreikönigs-, Christ- und Sylvesterabend begegnet uns in Niederösterreich noch überall (Rauchnächte). Wenn die kleine Procession von ihrem Rundgange in die Stube zurückgekehrt ist, knien alle nieder und beten, worauf die Männer ihre Mützen oder Hüte, die Weibspersonen ihre Kopftücher über den Rauchtopf halten und dann rasch das Haupt bedecken. Es gilt dies als ein Mittel gegen Kopfleiden.

An diesem Abend darf die letzte „Nicht“ (im Ötzihergebiete Semmelmilch) nicht aufgeessen werden, sondern man läßt einen Rest in der Schüssel zurück und am Rande derselben die Löffel bereit liegen, damit die Frau „Bercht“ oder „Berchtl“ (Berchta), wenn sie in der Nacht mit ihrem Gefolge, den ungetauften Kindern („Zodawascherln“, Heimchen) im Hause einkehrt, etwas zu essen vorfinde und nicht über schlechte Wirthschaft zu klagen Ursache habe oder gar sich räche. Wessen Löffel in der Früh aus seiner Lage gerückt erscheint, der hat Unglück zu fürchten; ledige Personen hingegen, an deren Löffel viel Milch sich anlegt („anreimt“), heiraten bald. (Ybbsthal, B. D. W. W.) Am andern Tage essen die Hausleute von der Berchtmilch; auch die Hühner bekommen etwas davon, auf daß sie „fleißig“ Eier legen, sowie die Kühe, daß sie viele und gute Milch geben. Am Wechsel stellt man sich die „Berchtl“ als eine schöne, schneeweiße Frau, überhaupt als gute Fee vor, welche man in der Dreikönigsnacht an Orten, wo drei Grenzen oder Kreuzwege zusammenstoßen, sehen kann; hier zeigt sie auch bereitwillig verborgene Schätze. Im Ybbsthal gilt Frau „Bercht“, entgegen der ursprünglichen mythologischen Auffassung, vorwiegend als Schreckgestalt, der man auf ihren Wanderungen in den „Unternächten“ (von Weihnachten bis Dreikönig) nicht gerne begegnen möchte. — Vor und nach dem Feste der heiligen drei Könige ziehen auch die „Sternsinger“ durch mehrere Tage von einem Orte zum andern.

Von den heute noch vorgetragenen Dreikönigsliedern scheint eines über das ganze Dialectgebiet verbreitet zu sein. Die ersten Strophen lauten:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,  
Die suchen das Kindlein und hätten es gern.  
Meluja, Meluja.

Die heiligen drei König' in schneller Eil',  
Geh'n in dreizehn Tagen vierhundert Meil'.  
Meluja.



Sie zieh'n wohl für's Herodes Haus,  
Herodes schaut beim Fenster heraus.  
Alleluja.

Herodes sprach: Bleibt da bei mir,  
Ich will euch geben Wein und Bier.  
Alleluja.

Ich will euch geben Heu und Streu,  
Ich will euch halten zehrungsfrei.  
Alleluja."

Doch die fremden Gäste lassen sich nicht zurückhalten und so entläßt sie Herodes „mit trozigem Wort“. Am Vorabend des Dreikönigtages ist es Brauch, die Tenne mit besonderer



Die Sternsinger.

Sorgfalt zu fegen, „weil die heiligen drei Könige in der Nacht darauf tanzen wollen“. Mit dem Dreikönigsfeste steht das am Wechsel noch übliche sogenannte „Kameeltreiben“ am Montag und Dienstag vor dem Faschingsonntag im Zusammenhange. Eine Schar maskirter und phantastisch gekleideter Bursche stellt das Gefolge der heiligen drei Könige vor; sie führen, treiben und begleiten eine mehr oder weniger glücklich nachgeahmte wandelnde Kameelfigur, während zwei Clarinettebläser (Hirten) und ein Trommelschläger, der die „türkische“ oder große Trommel schlägt, die Musik besorgen. Vor jedem Hause wird aufgespielt, der Ertrag zur Belustigung am „Burschenfasching“ verwendet. — Maria Lichtmeß. Von den Wachswaaren, welche

an diesem Festtage zur Weihe in die Kirche gebracht werden, möge hier nur die „Wetter-“ oder „Florianikerze“ besonders erwähnt werden. Dieselbe wird bei heftigen Gewittern in Bauerngehöften, an vielen Orten auch in Bürgerhäusern angezündet. Den Kindern gab man früher am Lichtmeßtage eine Brodschnitte, auf welche man drei Tropfen Wachs geträufelt hatte. (Gföhl, B. D. M. B.) Lichtmeß heißt auch das „Bauern-Neujahr“; „z' Lichtmeß sind d'Zahr' aus“, sagt man bezüglich der Dienstkleute, denn unter den üblichen „Wandertagen“ nimmt dieser Festtag die erste Stelle ein. (Von den übrigen sind besonders zu nennen: Georgi, Jakobi und Martini.) Mägde führen auf der Wanderschaft eine Flasche Branntwein mit sich (den „Wanderbranntwein“), welche sie jedem Bekannten, der ihnen auf dem Wege begegnet, zum „Zutrinken“ darreichen. (Besonders im B. D. W. W. üblich.) Der neu eintretende Dienstkbote bekommt von der Bäuerin eine Eier Speise und

muß sich auf die „feste“ Bank setzen, damit es mit ihm „eine Dauer habe“. Um Reß (B. U. M. B.) heißen die letzten acht Tage, welche der „ausstehende“ Dienstbote ohne Arbeit im Hause zubringen darf, „Schlankeltage“. („Schlankeln“ bedeutet müßig herum-schlendern.)

Der Tenneboß, „Tendlboß“. Dieses ländliche Fest wird in der Faschingszeit gefeiert, wenn die Arbeit auf der Tenne, das Ausdreschen des Getreides (der „Drusch“) beendet ist. („Boßen“ heißt schlagen, hier mit dem Drischel schlagen, dreschen.) Kaum ist der letzte Drischelschlag gethan, so läuft ein Knecht oder Bube zum Nachbarn und ruft in die Tenne hinein: „Wir hab'n ausdrosch'n!“ Dabei schlägt er an das Scheunenthor oder schießt wohl gar eine Pistole ab. (B. D. W. W.) Auch andere Poffen spielt man dem „saumsaalen“ Nachbarn, der in der Arbeit zurückgeblieben ist. Man lehnt ihm einen Strohmännchen an das Tennthor oder setzt ihm das „Dreschermandl“ aufs Dach, wirft einen Prügel unter die Drescher, packt verschiedene alte Sachen in ein „Häfen“, fängt wohl auch Mäuse hinein und leert den Inhalt des Topfes auf der Tenne aus (B. D. W. W.), oder steckt einen Kochlöffel ins Stroh und ruft: „Holla, der Tendlboß is g'wunna!“ (Göpfritz an der Wild, B. D. M. B.) und dergleichen mehr. Der Bursche nun, welcher mit der Aus-führung solchen und ähnlichen Schabernacks betraut wird, mag sehen, wie er sich recht-zeitig aus dem Staube macht, denn wenn er erwischt wird, kommt er übel weg. Man schwärzt ihm das Gesicht, lacht ihn dabei brav aus, läßt ihn ein Stündchen an eine Säule gebunden stehen oder schießt ihn sogleich mit einer Tracht Prügel heim. Aber auch in dem Gehöfte selbst, wo man „ausdrischt“ (das Dreschen beendet), fehlt es nicht an allerlei lustigen Späßen und Poffen. Wer den letzten Drischelschlag thut, hat die „Maus“ oder heißt die „Stadlhenne“. (Besonders im B. D. W. W. und B. D. M. B. übliche Bezeichnung.) Unter allgemeinem Gelächter wird ihm der Dreschflegel mit Stroh umwunden und damit muß er an der Schwelle der Wohnstube oder an der Hausthüre drei Schläge machen, dabei sprechend:

„Eins, zwei, drei,  
Der Tendlboß g'hört mein!“

oder: „I wett', i wett' um ein' Eimer Wein,  
Der Tendlboß ist mein!“

Erwischt ihn die Bäuerin, die meist schon mit einem Kübel voll Wasser bereit steht, so ist ein unfreiwilliges Douchebad und neues Gelächter sein Lohn; gelingt der Streich, so wird die Bäuerin um einen Trunk gebüßt oder sie muß ein kleines Mahl herstellen. (B. D. M. B.) Auch die sogenannte „Glunkel“, ein Strohmännchen mit dem Dreschflegel am Rücken und der „Spizhaube“ auf dem Kopfe, hängt man der Stadlhenne an. (Bei Mant im B. D. W. W.) Damit die Bäuerin rechtzeitig aus Krapsenbacken denke, schiebt man unter die letzte Dreschlage auf der Tenne Holzprügel („Krapfaholz“), um so ein ausgiebiges Gepolter zu erzeugen. Hierauf legt einer der Drescher, zumeist die Stadlhenne,

in Weibertracht gekleidet, unbemerkt das „Krapfaholz“ auf den Herd, zündet es an und ruft, sich aus dem Staube machend (Laudersdorf, Bezirk Krems):

„Das Krapfaholz, das liegt am Herd,		A Reiter* voll Krapfa, a Plutzer voll Wein,
D'Frau wird wissen, was den Dreschern g'hört,		Da können die Drescher brav lusti' sein.“

Der Tendlboß, das Dreschermahl, zählt in den größeren Bauernhäusern zu den reichlichsten Mahlzeiten des Jahres und dauert meistens vom Mittag bis zum späten Abend. Tendlboß heißt der Drescherschmaus vorzüglich im B. D. W. W. und im südlichen Theile des B. D. M. B. Sonst hat man dafür die Bezeichnungen „Dreschhahn“, in der Umgebung des Schneeberges „Tennhahn“, am Wechsel „Stadlhahn“, da in früheren Zeiten ein geweihter schwarzer Hahn das Hauptgericht des Mahles bildete. Die besten Theile des Thieres jedoch, Schenkel und Flügel, wurden nicht verzehrt. Sie waren Opfergabe, wodurch man im nächsten Jahre eine gute Ernte erlangen wollte.

Der Fasching gilt auch in Niederösterreich als die lustigste Zeit des Jahres, in welcher reichliche Mahlzeiten mit Tanz und Maskeraden abwechseln und überhaupt frohes, oft tolles Treiben herrscht. Der eigentliche Fasching dauert vom „feisten Pfingsttag“ (Donnerstag vor Quinquagesima) bis zum Aschermittwoch; der diesem vorangehende Montag heißt der „feiste Montag“. Hier und da (z. B. am Wechsel) unterscheidet man noch jetzt den „großen“ und den „kleinen“ Fasching. Der erstere dauert vom Sexagesima-Sonntag bis zum Aschermittwoch, der letztere wird am „Kathrein-Sonntag“ vor dem Advent gefeiert.

In den letzten Faschingtagen sind in manchen Gegenden (besonders B. U. W. W. und B. U. M. B.) die Fuhrleute in den Einkehrgasthäusern zechfrei oder bekommen doch Krapfen vorgesetzt und von der Kellnerin ein Sträußchen auf den Hut. Auch für die Stammgäste steht auf den entsprechenden Tischen überall ein Teller mit Krapfen bereit. Der „Faschingtanz“ beginnt oft schon am Sonntag und endet in der Nacht vor dem Aschermittwoch oder auch erst am Morgen desselben. Mancher sonst gesetzte Bursch haut in diesen Tagen über die Schur und „verthut“ den lang gesparten Lohn in Gemeinschaft mit seiner Schönen, die er „aushalten“ und tüchtig tractiren muß.

Den Leichtsinne in den Faschingtagen charakterisirt das landläufige „Schnadahüpfel“:

„Heut ist der Faschingtag,		Morg'n mach' i 's Testament,
Heut lauf' i, was i mag,		's Geld ist zu End'.“

Seinen Höhepunkt erreicht der tolle Jubel in den Maskeraden, den Narrenumzügen am Faschingdienstag. Bursche kleiden sich in die lächerlichsten, abenteuerlichsten Costüme, carikiren, auf einem Wagen sitzend, verschiedene Handirungen, wie der Schmiede, Bäcker, Schneider, Schuster, Waschweiber und andere. Den Zug begleitet gewöhnlich eine

\* Größeres Sieb.

Musikbände; man kann auch ohrenzerreißende Katzenmusik zu hören bekommen. In Laa und Umgebung (B. U. M. B.) läuft ein einzelner Narr herum, dessen Rolle darin gipfelt, daß er einen Schinken stiehlt, der dann unter Musikbegleitung ins Gasthaus gebracht und hier verzehrt wird. In Bruck an der Leitha ziehen die sogenannten „Kittel“ herum und werden mit diesem Namen geneckt, wofür sie Ruthenstreiche austheilen. Im B. D. M. B. sammelt der Faschingszug mit einer Musikbände an der Spitze von Haus zu Haus ziehend Rauchfleisch, Hafer, Weizen, Korn, Eier, Geld. Eine Maske reitet auf einem mit Strohfränzen aufgeputzten Gaul und trinkt aus einer mit einem Seidenbände verzierten Flasche den Leuten zu. Dem Hause, in welchem eine Tänzerin wohnt, erweist man besondere Aufmerksamkeit, und die Schöne muß Fleisch und Krapfen herausgeben. Auch dem Brummbären kann man begegnen, der den gaffenden Kindern fleißig vortanzen muß. Am Wechsel führt man auch Kameel und Haberkeiß mit herum. Auf den Zusammenhang unseres Faschings mit dem altgermanischen Feste der Winter Sonnenwende weist vor Allem das bei den Narrenumzügen noch hier und da auftauchende, von einem Pferde gezogene Rad hin, auf welchem eine Strohpuppe liegt. (Höflein im Leithagebiete.) Dieser Strohmännchen, möglichst unförmlich, zuweilen auch auf einem Wagen herumgeführt, galt und gilt noch als Repräsentant des Faschings und wird allem Hohn und Spott preisgegeben. (Der besiegte Winter.)

Zu Göpfriz a. d. B. (B. D. M. B.) ahmen am Faschingdienstage zwei maskirte Bursche den alten Wettstreit zwischen Winter und Sommer nach. Der Winter trägt eine Pelzmütze auf dem Kopfe, einen Dreschflegel in der Hand und ist an Armen und Beinen mit Stroh umwunden. Der Sommer ist weiß gekleidet und führt als Abzeichen eine Sichel. So ziehen sie von Haus zu Haus und singen ein Lied, dessen Charakter schon in den ersten Strophen ausgeprägt ist.

Sommer:

„Der Winter ist a grober G'söll,  
Er jagt die alten Weiber in d'Söll.\*  
Herimein, der Sommer ist fein!“

Der Schluß lautet:

„Giazt geh' i hoam und schlaf recht guat,  
Und finnm' wieder, wann's blitzen und dunnern thuat.  
Herimein, der Sommer ist fein!“

Winter:

„Der Summer ist a rechter Lauer,  
Er macht den Weibern den Milchrahm sauer.  
Herimein, der Winter ist fein!“

„Giazt bin i da und geh' nit furt,  
Als bis daß 's Vercherl singa thuat.  
Herimein, herimein, der Winter ist fein!“

Am Faschingdienstag Nachmittags oder am Achermittwoch wird der Fasching begraben. Eine Strohpuppe (im B. D. M. B. auch „Todamandl“ genannt) oder ein maskirter Bursche, zuweilen auch ein Betrunkener, wird auf eine Bahre gelegt und entweder

\* In den Ofenwinkel.

im Schnee oder in einer Grube, hier und da auch auf dem Düngerhaufen unter Nachahmung der Begräbnißceremonien und unter Jammergeschrei oder Rabenmusik begraben. Zu Hirschbach im B. D. M. B. begräbt man den „Juden“. Ein Rabbiner mit langem Flachsbarb nimmt die Functionen vor; er murmelt einige unverständliche Worte aus einem großen Buche, besprengt den Todten mittelst einer in Wasser oder Bier getauchten Gläserbürste und wiederholt diese Ceremonie vor jedem Wirthshause, an dem der Zug vorübergeht. Natürlich wird überall getrunken. Den Leidtragenden voran geht die Mutter des „Moschel“, welche ein ohrenzerreißendes Klagegeheul anstimmt. Erst Abends „begräbt“ man den Juden, was darin besteht, daß man die Stroh puppe zerzaust. Am Aschermittwoch



Am Faschingdienstag.

ist an vielen Orten der Häringsschmaus, auch „Fischball“ genannt, gebräuchlich. In Laa und Umgebung (B. U. M. B.) hat man dafür den Ausdruck „Disteljäten“ und bezieht den Begriff auf den Acker, der auf Grund des genannten Brauches weniger Disteln hervorbringen soll. Anderswo geht der Bauer, der schon am Faschingmontag dem Hafer „Wurzel getrunken“ hat, am Aschermittwoch noch einmal ins Wirthshaus, um

den „Hafer zu schwellen“ und „den Weizen zu beizen“, während der Knecht daselbst die „Pflugzwickel dechteln“ (einmäßen, einweichen) muß. (Weit bekannt.) Auch sonst erscheint der Fasching nicht losgelöst vom wirthschaftlichen Leben. So glaubt man: wenn beim Faschingtanz die Mädchen hoch springen, werde der Flachs recht lang werden. (Ziemlich allgemein.) Vom feisten Pfingsttag bis Aschermittwoch soll alle Arbeit ruhen, auch die Spindel, denn das „Pfingstaweibl“ würde das Gespinnst wieder auflösen und es würden im Sommer viele Kattern sich zeigen. (Letzteres zu Hollenstein, Obsthäl.) Am Faschingtag (Dienstag) schmieren die Knechte das Riemzeug, damit die Zugthiere im Sommer nicht von dem „Göß“ oder „Glaphyrer“ (der großen Bremse) geplagt werden.

Am „Gregoritag“ (12. März) ist in vielen Gegenden das „Halter Schnalzen“ gebräuchlich, weil an diesem Tage zuerst das Vieh ausgetrieben wird. Gegen ein kleines Trinkgeld produciren die Halterbuben auch ein „Wettschnalzen“. Beim Abendschmause im Wirthshaus bildet der „Daringschmalz“ (die Eierspeise) das charakteristische Hauptgericht.

Am Palmsonntag bringen die Bauernbursche, besonders im Gebirge, große „Palmbuschen“ auf Stangen zur Weihe in die Kirche. Jeder Bestandtheil an denselben hat seine Bedeutung: der Palmzweig (die Weidenruthen, von der *salix caprea* genommen) soll erinnern an den feierlichen Einzug des Herrn in Jerusalem, das fettglänzende „Schradlaub“ (Stechpalme, *ilex aquifolium*) soll Hühner, Kühe und Pferde vor dem „Schradl“ (Schratt) schützen, der sie oft in der Nacht plagt, die Zweiglein des Segenbaumes oder „Segelbaumes“ (richtig Sebenbaumes, *juniperus sabina*) helfen gegen das Verschreien der Thiere im Stall. Auch Zweige von der Haselstaude, welche ja den Blitzschlag ablenkt, fügt man gerne hinzu. Den rothwangigen Äpfeln, welche an den längsten Ruthen aufgereiht sind und dem „Palmbuschen“ zur besonderen Zier gereichen, soll eine ähnliche bannende Kraft innewohnen.

Im oberen Obbäthäl werden zuweilen auch Krenwurzeln (Meerrettig) und Salzstückchen an die Ruthen gesteckt, welchen Dingen man aber so wenig Bedeutung beilegt wie den zum Schmucke dienenden Buchszweiglein, Nieswurzblüten und buntpfarbigen Bändern. Dieser Palmbuschen nun, auch „Palmbesen“ genannt, wie ihn der Gebirgler zur Weihe in die Kirche trägt, besteht aus mehreren kleinen Büschlein, welche um das eine Ende einer langen, ja oft allzulangen Stange kreisförmig gruppiert sind und zu Hause losgebunden werden, um sie in den Gemächern des Hauses, in Stall und Scheune, sowie auch auf den Feldern „aufzustecken“, zum Schutze nämlich gegen Blitz, Hagelschlag und anderen bösen Schaden. Wenn aber der Bursch (am Wechsel der Großbube) mit dem Palmbuschen heimkommt — und er soll der Erste zu Hause sein —, so überschreitet er nicht die Schwelle, ohne vorher dreimal, und zwar womöglich unbemerkt, um das Gehöfte zu laufen, denn wo dies geschehen ist, können Fuchs und Habicht keine Hühner stehlen. (Besonders im Obbäthäl und dem daran stoßenden Flachlande noch üblich.)

Im B. U. B. B. und U. M. B. werden zumeist kleinere Palmbuschen aus Weiden- und Sebenbaumzweigen oder auch nur „Palmzweige“ geweiht und häufig von Kindern in die Kirche gebracht, welche dieselben dann in die Häuser tragen und einige Kreuzer dafür bekommen.

Wohl in ganz Niederösterreich ist es bei unserem Landvolke Brauch, am Palmsonntage nach dem Gottesdienste drei „Palmkäzchen“ zu verschlucken; fromme Leute bleiben hier und da eigens bis dahin nüchtern. Man glaubt sich dadurch vor Krankheiten und anderen bösen Einflüssen zu schützen; auf Grund dieser Anschauung läßt man auch die Nutzhire im Stalle drei „Käzchen“ genießen. Allbekannt ist die Meinung, daß während der Palmsonntagspassion verborgene Schätze zu heben seien. Jede Gegend kennt diesbezügliche Sagen, doch immer steht da der Mensch neckischen, trügerischen Mächten gegenüber und ist zum Schlusse der Enttäuschthe. Erwähnung verdient endlich auch noch der

„Palmesel“. So nennt man, besonders im Jbbsthäl, denjenigen, welcher am Palmsonntage zuletzt aufsteht. Der Ausdruck: „aufgeputzt wie ein Palmesel“ legt die Vermuthung nahe, daß einst auch in Niederösterreich festliche Umzüge üblich gewesen sind, wobei der Esel nicht gefehlt haben wird.

Am Gründonnerstag wandern die Glocken aus und „reisen nach Rom.“ Während des Glorialäutens soll man sich den Kopf waschen, um vor Kopfleiden aller Art bewahrt zu bleiben. (Ziemlich weit bekannt.) Am Gründonnerstag soll das erste „Grüne“ auf den Mittagstisch kommen. Noch jetzt ist man an manchen Orten an diesem Tage die sogenannte „Siebenkräuterjuppe“.

Eine große Rolle spielen in der Meinung des Volkes die am Gründonnerstag gelegten Eier, „Antlaß-Eier“ genannt, denn dieser Donnerstag heißt auch der „Antlaß-Pfingsttag“. (Antlaß soviel wie Nachlassung, da früher am Gründonnerstage die feierliche Lossprechung der öffentlichen Büßer von den Kirchenstrafen stattfand.) So glaubt man, daß diese Eier, wie auch die Charfreitags-Eier, sich sehr lange, ja durch das ganze Jahr frisch erhalten. Man läßt sie am Ostersonntag weihen und genießt sie als Präservativmittel gegen „Bruchschaden“, sowie Hieb- und Stichwunden. (V. D. W. W., besonders im Gebirge.) Auch den Kühen schlägt man — zur Abwendung der Hexerei — an vielen Orten ein Antlaß-Ei ins Maul. Im B. U. M. B. (z. B. um Reg) streut man die Schalen der geweihten Eier auf den Acker, und wohl fast allgemein ist der Brauch, Antlaß-Eier zur Abwendung des Blitzschlages unter das Dach zu legen oder auch mit einem der sieben Worte Jesu am Kreuze beschrieben bei Bränden ins Feuer zu werfen, um dem Elemente Einhalt zu thun. Die Kohlen, womit man diese Aufschrift macht, sollen am Laurenti- oder Johannistage aus der Erde gegraben werden.

Am Charfreitag meidet das Volk womöglich jede geräuschvolle Arbeit; selbst Brotbacken und Waschen sieht man an diesem Tage nicht gerne. Manche Bäuerinnen verkaufen in den drei letzten Tagen der Charwoche weder Milch noch Eier, auch gilt es als ungünstiges Vorzeichen, an dem Tage geboren zu sein, an welchem der Herr durch den Verrath des Judas den Kreuzestod erleiden mußte.

Ein interessanter, mit dem wirthschaftlichen Leben zusammenhängender Brauch (Feldcult) hat sich im B. D. M. B. (Gmünd) erhalten. Am Charfreitag vor Sonnenaufgang nämlich gehen die Weibspersonen von den Gehöften an den nächsten Felddrain und machen mit den Händen aus der leeren Schürze die Geberden des Säens. (Vielleicht bringt man heute im christlichen Sinne das in die Erde gelegte Samenkorn mit dem im Grabe ruhenden Leichnam des Herrn in Beziehung.)

Vom Gründonnerstag bis zum Charsamstag gehen, hauptsächlich in den Ortschaften des Flachlandes, die „Ratschenbuben“ mit ihren eigenthümlichen klappernden Instrumenten

von Haus zu Haus und geben das Zeichen zum englischen Gruß. Dabei bedienen sie sich allerlei Sprüchlein, z. B.:

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß, Den jeder katholische Christ beten muß.	Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie Und betet ein Vaterunser und ein Ave Marie“.
---	--

Am Charfarnstag früh lautet der Spruch:

„Wir ratschen, wir ratschen zur Bumpermetten,  
Weiber, stehts auf und bacht's Osterfleden!“

Vor dem Gottesdienste (Laa, B. U. M. B.):

„Wir ratschen, wir ratschen, d'Fast'n is aus,  
Eier, Geld, Fleden (Wein) heraus,  
D'Fast'n is aus“!

Am Charfarnstag Vormittags findet die Feuerweihe statt. Nachdem die kirchliche Ceremonie beendigt ist, sucht jeder zuerst das mitgebrachte Weihholz anzubrennen. Sobald dies gelungen ist, eilt man hier und da (z. B. am Wechsel) im raschen Laufe nach Hause, um an dem noch glimmenden Holzprügel die Herdflamme zu entzünden. Wo die Entfernung zu groß ist, trägt man das geweihte Feuer in einer Laterne heim. (Nicht allgemein.) Weihholz steckt man fast überall auf die Felder und bei heftigen Gewittern wird es zu Hause angekohlt, um Elementarschaden abzuwenden. Im B. D. M. B. (z. B. um Weitra) nennt man das Weihholz auch „Judensteckerl“ (Stock, Stecken), und da die vom Vorjahre noch vorhandenen Reste sammt den „alten Palmfesen“ am Charfarnstag im „Osterfeuer“ verbrannt werden, erklärt sich wohl der Ausdruck „Judasverbrennen“. In Buchenstuben (B. D. W. W.) verbrannte man früher den „Judas“ in Gestalt eines Strohwißes nach beendigter Feuerweihe und bewahrte ein Stück „Judasföhle“ das ganze Jahr hindurch im Hause auf; es soll die Kraft haben, Unglück vom Ruzvieh fernzuhalten. Auch von dem an diesem Tage geweihten Wasser (Taufwasser) trägt man kleinere Gefäße voll mit heim, denn das Weihwasser („der Weihbrunn“) darf in keinem christlichen Hause fehlen. Einen herrlichen Anblick bieten im B. U. W. W., besonders vom Steinfeld bis gegen die steiermärkische Grenze hin, die am Charfarnstag nach der Auferstehung oder am Osterfonntag früh vor Sonnenaufgang auf den Höhen flammenden Osterfeuer, die an den altgermanischen Sonnencult erinnern. Böller- und Pistolenschüsse knallen dabei unausgesetzt, bis das letzte Flämmchen erloschen ist. Auch ein schönes Gebetlein, das zugleich die Schlußstrophe eines Weihnachtsliedes bildet, sprechen die Bursche, nachdem sie das Feuer angezündet haben:

„Den liab'n Herrgott thuan ma bitt'n, Daß er all' uns're Sütt'n Vor der Feuersbrunst hübsch bewahr';	Daß er uns im Summer Hülft in unserm Kummer Und vor Schauererschlägen uns bewahr'!“
--	---

Am Osterfonntag geht der Hausvater mit den Seinen (hier und da nur die jüngeren und ledigen Leute) beim ersten Morgengrauen hinaus auf die Flur, um unter



den grünenden Bäumen zu beten, und zwar stellen sich dabei die Mannsperſonen unter einen Apfelbaum, die Weibſperſonen unter einen Birnbaum. Das Antlitz wenden alle der Sonne zu, welche heute vor Freude über die glorreiche Auferſtehung des Herrn beim Aufſteigen über den Horizont dreimal „aufhüpft“, drei „Hupferl“ macht. (Dieſer ſchöne Brauch, ſowie die religiös und poetiſch erhabene Anſchauung — vielfach im deutſchen Volke überhaupt heimlich — findet ſich in allen Theilen Niederöſterreichs, doch lange nicht allerorts.) Der mythiſche Glaube an die Sonnenſprünge erſcheint hier chriſtlich umgedeutet. Im B. D. M. B. geht der Bauer am Oſtertage vor Sonnenaufgang aufs Feld, pflückt



Die Ratiſchenbuben.

junge Sproſſen vom Getreide und betet dabei um das Gedeihen der Feldfrucht und ſeines Viehſtandes. Zu Hauſe beſprengt er das „Grüne“ mit Weihwaſſer und gibt es den Kindern. (Hoheneich und an anderen Orten.) Man ſetzt eine Ehre darein, an einem ſo hohen Feſttage der Erſte aus den Federn zu ſein, und ſchimpft oder neckt denjenigen, der am Oſtertage zuletzt aufſteht, mit dem Namen „Oſterbloch“. Der ſonſt mit dem Worte „Bloch“ verbundene Begriff des Schwerfälligen, Unbehilflichen, erklärt den Ausdruck hinlänglich. Am Wechſel hängt man am Oſtertage vor Sonnenaufgang das zu weihende Fleiſch auf einen hohen Baum im Hauſgarten, weil der „römiſch' Papſt“ mit ſeinem Segen das Fleiſch weiht für die ganze Welt. Die kirchliche Ceremonie der Fleiſchweihe wird im Zuſammenhang mit dem Hauptgottesdienſte vorge-

nommen. Das erſte Fleiſch, welches am Oſterſonntag geſſen wird, ſoll Weihfleiſch ſein; es wird nebt einem Ei und einem Stück Oſterfleck an manchen Orten nach dem Gottesdienſt im Feſttagsgewande geſſen oder als erſte „Fleiſchricht“ auf den Mittagstiſch geſetzt. In früherer Zeit ſtand die „Oſterſchüſſel“ auf einer Unterlage von „Treib-Saher“, das iſt jungen Saatsproſſen. (Gföhl, B. D. M. B.) Zu Oſtern machen die Bäcker ihren Kunden Oſterfleck zum Geſchenke, die Fleiſcher geräucherte Zungen oder ein Stück von einem Lamm. In Gaſthäuſern ſetzt man den Stammgäſten noch an manchen Orten Weihfleiſch vor („Aufgeſchnittenes“, nämlich Kalbfleiſch, Schinken und Zunge mit Oſterbrod). Ein intereſſanter Brauch findet ſich in Murſtetten (B. D. B. B.) Da treibt man am Oſterſonntag die Pferde an ſieben Felddrainen vorüber auf einen Kreuzweg und gibt ihnen eine handvoll friſches Kornfutter vom Acker. Dieſ ſoll ein Mittel gegen die unter dem landläufigen Namen „Dampf“ bekannte Pferdekrankheit ſein. (Vielleicht beſtand

dieser Brauch einst in einem eigentlichen Flurumritte, wie er uns anderwärts begegnet.) Ein sehr sinnvoller Osterbrauch, eine Art Feldweihe, hat sich bis heute im Wechselgebiete erhalten. Am Ostersonntag nämlich nach dem Festmahle oder schon am Charfamtstag nach der Feuer- und Wasserweihe geht der Bauer mit den Seinen „in d'Groan“ (ins Grüne), das heißt hinaus auf die bebauten Felder. Sämmtliche Hausmitglieder, auch die Kinder, nehmen je ein Gefäß mit Weihwasser in die eine Hand, einen geweihten Palm- oder Ebenbaumzweig in die andere und so schreiten sie in einer Reihe nebeneinander



Das Troadbeten.

langsam unter stillem Gebete und Weihwasser sprengend über das Feld. Dabei stecken sie an einzelnen Stellen die geweihten Zweige in den Ackergrund, und so ist derselbe für dieses Jahr gesegnet. (Haßbach.) Zu Kranichberg (ebenfalls im Wechselgebiete) übt man diesen schönen Brauch in noch feierlicherer Weise. Da geht der Bauer am Ostertag oder weißen Sonntag nach dem Mittagessen in Begleitung der größeren Söhne „in d'Groan“, führt sie an die Raine und Grenzsteine, besprengt dieselben mit Weihwasser und knüpft an diese Ceremonie eine kurze aber kräftige Ermahnung, da aller Besitz als vom lieben Herrgott stammend zu betrachten und also auch fremdes Eigenthum heilig zu halten sei, soll Friede und Eintracht unter den Menschen wohnen. Hierauf steckt er die geweihten Zweige „ins

Bau“ (auf das bebaute Feld) und vergräbt die zu Hause sorgfältig gesammelten Knochen vom Weihfleisch an verschiedenen Stellen im Acker, denn: „Die g'weih't'n Boan' — Begrabt ma' inner'm Roan.“

Die Knechte schießen inzwischen aus Böllern und Pistolen, der Hausvater aber steht inmitten seiner Söhne mit gefalteten Händen und bittet Gott,

„Daß er's Troad laßt wach'n  
Und an lang'n Flach'n,  
Daß die Wölf' nit kemman unter d'Herb',

Daß er brav laßt regna  
Und aa 's Vieh thuat segna  
Und den Frieden uns beschert“.

In der Umgebung des Schneeberges nennt man diese Art Feldcult das „Troadbeten“.

Am Ostermontag Nachmittags ist an vielen Orten das „Emausgehen“ gebräuchlich. Man besucht nämlich Verwandte, welche in der Umgebung des Heimatsortes wohnen. Im B. U. M. B. geht der Weinbauer „auf d'Groan“ oder in „d'Trift“, das heißt in benachbarte Weinkeller, wo er sich ein Gläschen „Besseren“ schmecken läßt.

Im Marchfeld begegnet uns ein interessanter, sonst unter dem Namen „Schmeckostern“ bekannter Brauch. Am Ostermontag nämlich karbatst der slovakische Bursche sein Mädgl mit Weidenruthen, am Osterdienstag das Mädgl den Burschen. Je inniger die Liebe, desto zahlreicher und ausgiebiger die Streiche. Dafür schenken sich beide gegenseitig ein Osterei. Der Ostermontag und weiße Sonntag sind wahre Freudentage für die Kinder, denn da gehen sie zu „Göd'n“ und „God'n“ (d. i. zu den Taufpathen, im B. D. M. B. im ersten Jahre nach der Firmung auch zu den Firmpathen) und holen sich das „rothe Ei“, worunter eine oft reichliche Mahlzeit zu verstehen ist, deren Überbleibsel mit heimgenommen werden. Auch Geld erhalten die kleinen Gäste, und zwar stecken die Pathen gerne eine Silbermünze ins große „Göd'nikipfl“. Mancher reiche Bauer setzt seinen Stolz darein, zu Ostern die ganze Stube voll von Gödenkindern zu sehen. — Zu Ostern ist auch das „Ab-“ oder „Ausg'wanden“ der Gödenkinder Brauch, wenn diese das zwölfte Jahr erreicht haben oder im Vorjahre gefirmt worden sind. (In manchen Gegenden, z. B. im B. D. M. B., erhalten die



Das Eierpeden.

Kinder das „Godlgewand“ schon bei Beginn des Schulbesuches; es besteht entweder in einem ganzen Anzuge oder in einzelnen Kleidungsstücken, je nach den Vermögensverhältnissen der Pathen.) Am weißen Sonntag gehen Enkelkinder auch zur „Mhl“ (Großmutter), weshalb dieser Tag im B. D. W. W. der „Mhlsunntag“ heißt. Von den Eierspielen sind die landläufigsten das „Einhauen“ (mittelft einer Kupfermünze), das „Becken“ (zwei Eier werden durch Aufeinanderklopfen auf ihre Stärke geprüft) und das „Eivalgen“ (das auf einer mäßig steilen Bahn herabrollende Ei muß unten auf jenes des Gegners treffen). Zum Schlusse sei noch eines sogenannten Osterrittes gedacht, der einst zu Schaubing (im St. Pöltner Bezirke) alljährlich am Ostermontag stattfand. Mit dem Schaureiten war auch ein Wetttritt verbunden, wozu jedoch nur drei Reiter ausgewählt wurden. Den Preis — einen Rosenkranz mit silbernem Kreuze — erhielt der Sieger aus

der Hand des Pfarrers vom nahen Dbritzberg. Kaiser Josef II. stellte die Unterhaltung ein, das Volk aber glaubt, ein Pfarrer des genannten Ortes sei Schuld an dem Verbot gewesen und zur Strafe dafür sinke die dortige Kirche alle Jahre um eine Treppenstufe tiefer in die Erde.

An den Georgitag (24. April) knüpfen sich einige charakteristische Bräuche und Meinungen. Vor Allem verdient das „Örg'n= oder Förg'n=Schmalzen, Georgi=Schmalzen“, welches am meisten in den an Oberösterreich grenzenden Gegenden noch üblich ist, Beachtung. Darin gelangt der in unserem Landvolke noch immer lebendige Hexenglaube zu einem besonderen Ausdruck. Die ledigen Burſche ſchmalzen während vierzehn Tagen vor und nach Georgi und an dieſem Tage ſelbſt am Abend mit langen Peitschen, — denn ſo weit der Peitschenknall dringt, kann keine Hexe einen Felddrain überſchreiten.

Ein anderer, wohl ſehr alter Brauch iſt das „Rainsprißen“. Zu Georgi und Philippi (1. Mai) begeht der Bauer oder die Bäuerin, zuweilen auch ein Knecht oder eine Dirne, den Rosenkranz betend, die Felddraine und ſprengt Weihwaſſer. Am Neuhofen im unteren Obſththal ſpricht man dabei: „Alles Böſe weich' von dannen — In Jeſu und Mariä Namen“. Dieſe Feldweihe erinnert an die oben beſprochene („in d'Groan geh'n“) im B. U. W. W. Im Marchfelde hat man dafür den Ausdruck „lebern gehen“. (Das mittelhochdeutſche lē oder lēwer heißt Hügel oder Aufwurf.) Man geht zu den Markſteinen, gräbt rings um dieſelben den Boden auf, daß ſie wieder leicht geſehen werden, und wirft drei Schaufeln voll Erde auf den „Leberhaufen“ (Grenzhügel). Landläufig iſt der Glaube, daß in der Georginacht vor Sonnenaufgang die Hexen „thauſſichen“ gehen, das heißt mit ihrem Fürtuch den Thau („das Taub“) von den Wieſen ſtreifen, ſo daß die Röhre des Beſitzers dann keine Milch geben.

Echt volksthümlich ſind auch in Niederöſterreich die Spiele und Beluſtigungen am erſten Mai. Man zecht und ſingt im Freien, tanzt um den Maibaum herum, während kühne Kletterer die vom Wipfel winkenden Preise ſich herabholen. Das Orcheſter wird häufig durch eine Ziehharmonika erſetzt und ſelbſt der beſcheidene „Fogghobel“ (die Mundharmonika) genügt dem tanzluſtigen Völkchen. In der erſten Mainacht ſetzen Burſche angeſehenen Ortsbewohnern, noch öfter ihren Schönen, einen Ehren-, mißliebigen Perſonen, beſonders aber übel beleumdeten Mädchen, einen Spottmaibaum vor das Haus.

Im Marchfelde liegt der ſlowakiſche Burſche die ganze Nacht hindurch beim Maibaum, auf deſſen Wipfel das ſeidene Tuch flattert, das er als Geſchenk für ſeine Geliebte heimlich am Abend aufgehängt hat.

An den Maibaum knüpft ſich eine ſchöne Legende. Der heilige Philippus ſollte von den Heiden gemartert werden. Um ſeinen Aufenthalt leicht wieder finden zu können, ſetzten ſie einen Baum vor das Haus, in welchem er wohnte. Doch als die Häſcher kamen,

stand vor jedem Hause ein solcher, so daß sie den Heiligen nicht finden konnten. Die neuere Forschung erkennt im Maibaume eine Personification des Frühlings.

Zu Pfingsten geht man im Ybbsthal in aller Frühe auf Berg Höhen, um dort den heiligen Geist anzurufen. Man nennt dies „heiligen Geist fangen“. (Ybbstz.) Im B. U. W. W. werden in einigen Gegenden die Höhenfeuer gebrannt, welche man im Wiener=Neustadt, z. B. in der Pfarre Winzendorf, „Heiligengeistlich“ heißt. Auch hier begegnen wir altgermanischen Cultbräuchen mit christlicher Umdeutung.

Das Pfingstschmalzen ist in Niederösterreich noch ebenso üblich und von gleicher Bedeutung wie das Örg'n=Schmalzen. Nach einer eigenthümlich christlichen Auffassung soll das Sausen der Peitschen an die Herabkunft des heiligen Geistes nach dem biblischen Berichte erinnern. (B. D. M. B.)

Mit dem Pfingstschießen („Bäume aufschießen“) will man Frost und Blitzschlag von den Obstbäumen fernhalten. (Diese Auffassung besonders im Ybbsthal.) Der Glaube, daß am Pfingstsonntage bei Sonnenaufgang der Papst der ganzen Welt den Segen spende, ist wohl allgemein; man geht deßhalb in aller Frühe hinaus ins Freie und betet, das Antlitz nach der Richtung der ewigen Stadt gewendet. Denjenigen, welcher an diesem Tage zuletzt aufsteht, trifft Spott; man nennt ihn den „Pfingstklümmel“ (B. D. W. W.) oder das „Pfingstblock“, auch „Pfingstnickl“. (Hafsbach.) In einigen Gegenden, besonders im B. U. M. B. und U. W. W., finden sich Spuren des anderwärts so bekannten „Pfingstkönigs“. Zu Segelsdorf (bei Retz) ziehen um Pfingsten einige junge Bursche im Orte herum, und zwar im Alltagsgewande; nur einer steckt in einer „Kutte“, das heißt in einem überreich mit Blumen aufgeputzten zuckerhutförmigen Flechtwerk aus Ruthen, das ihn ganz bedeckt, so daß man kaum die Füße sehen kann. Vorangetragen wird dem „König“ und seinem Gefolge ein hoher grünender Baumast, mit farbigen Bändern behängt. Nach einer älteren Aufzeichnung war früher das Gesicht des Pfingstkönigs geschwärzt und wurde derselbe nach beendigtem Umzuge ins Wasser geworfen. Daß dieser Figur eine Personification des Maies zu Grunde liegt, deuten die Namen „Maikönig“, „Maigraf“ an.

Am Frohnleichnamstag („Gottsleib'ntag“) werden nach der kirchlichen Procession von den an den Weg gesetzten Birken Zweige gebrochen und in die Fensterkreuze gesteckt oder sonst aufbewahrt, da sie die Kraft haben, den Blitz abzuwenden. Auch die Blumenkränze wirft man nicht weg, sondern gibt sie entweder als geweihtes Futter den Kindern oder windet sie um die Milchtöpfe. Am Johannistag werden sie an manchen Orten im Sonnenwendfeuer verbrannt.

Am Abend des Sonnenwendtages flammen in vielen Gegenden Niederösterreichs auf Bergen und Hügeln Feuer und krachen Böllerschüsse. Man schleppt so viel Reisig und „Bürdlholz“ (Brügelholz) zusammen, daß die Flamme oft mehrere Stunden, bis tief in

die Nacht unterhalten werden kann. Außerdem zündet man leere Pechfässer an, schwingt im Kreise brennende Besen oder hält mit diesen sogar kleine Umzüge. Auf der Donau bieten die schwimmenden Lichter ein glänzendes Bild. Auch Raketen, Leuchtkugeln und bengalisches Feuer entzücken an vielen Orten das Auge.

Ins Sonnenwendfeuer wirft man auch Weihholz, alte Palmbesen und, wie schon bemerkt, verdorrte Frohnleichnamskränze. Die Sitte, die Feuer an Weg- oder Feldkreuzen anzuzünden, sowie betend um die Flamme herumzugehen, begegnet uns nicht mehr häufig. (Im B. D. W. W. einzelne Belege.) Dagegen springen Bursche und Mädchen, ungleich seltener schon Liebespaare, Hand in Hand um die Wette über das Feuer und treiben mancherlei Kurzweil. An das Sonnenwendfeuer und den Johannistag überhaupt knüpfen sich viele Meinungen, die mit dem wirthschaftlichen Leben im engsten Zusammenhange stehen. Zu den landläufigsten zählen folgende: springen die Bursche, und noch mehr die Mädchen, hoch über das Feuer, so wird der Flachs und das Getreide in diesem Jahre lang werden. (Besonders im B. D. M. B. verbreitet.) Das Letztere kann man auch hoffen, wenn man am Johannistage vor Sonnenaufgang eine lange Haselruthe ins Feld steckt. Disteln ins Sonnenwendfeuer geworfen bewirken, daß im nächsten Jahre dieses Unkraut weniger üppig wuchert. Ein „Grund“ (Acker), auf dem kein Sonnenwendfeuer brennt, trauert das ganze Jahr. (B. D. W. W.) So weit der Schein des Sonnenwendfeuers leuchtet, wird es nicht hageln. Wer über das Sonnenwendfeuer springt, dem wird beim Schneiden (Getreideschnitt) der Rücken nicht weh thun. (B. D. W. W.) Spuren, daß das Sonnenwendfeuer einst unseren heidnischen Vorfahren als ein heiliges, als ein Opferfeuer gegolten, zeigen sich deutlich noch in einigen der oben angeführten Bräuche und Meinungen. An manchen Orten kennt man die Sonnenwendfeuer nur wenig oder gar nicht, so im nördlichen Theile des B. D. M. B. (auch um Reg nicht, B. U. M. B.), ferner südlich um den Manhartsberg und in den Ebenen im B. U. W. W. und U. M. B. (Steinfeld, Marchfeld.)

Auch am Johannistage kommen Krapfen auf den Tisch (Sonnenwendkrapfen) und daneben an vielen Orten als Leckerbissen „Holerstrauben“ (gebackene Holunderblüten). Lebkuchen und Meth wird an manchen Orten in den Buden verkauft. Zum Schlusse ist noch ein in der Gegend von Krems (zu Steinatweg) üblicher Brauch zu erwähnen. Man gießt nämlich einige Tropfen von geweihtem Johanniswein in jede Ecke des Ackers zum Schutze gegen schädliche Raupen und Käfer.

Nach Frohnleichnam tritt in den kirchlichen Festen eine längere Pause ein; umso mehr stellen während dieser Zeit unter dem Landvolke die wirthschaftlichen Interessen sich in den Vordergrund. Doch auch diese Zeit strenger Arbeit entbehrt nicht der Freuden; die Getreideernte, der „Schnitt“, gestaltet sich zu einer Art ländlichen Festes, dessen Bedeutung zunächst ein gar sinnvoller Brauch charakterisirt. Im B. D. und U. M. B. nämlich über-

reicht noch jetzt der Vorschnitter oder auch eine Schnitterin dem Bauer den Ernte- oder Schnitterkranz und spricht oder singt (bei Horn, B. D. M. B.) dabei:

„Geehrter Hausherr, der Schnitt ist aus!  
Wir kommen jetzt vom Schneiden z' Haus,  
Wir haben geschnitten und angebunden  
Und haben einen Kranz gefunden;

Der Kranz ist von Gold und Edelstein.  
Wir haben geschnitten und nicht getanzt,  
Der Hausherr soll zufrieden sein.“

Wer den Spruch auf sagt oder singt, bekommt einen Gulden. Der Schnitterkranz wird aufbewahrt, bis im nächsten Jahre ein neuer an seine Stelle tritt. Sener Bauer,



Der Schnitterkranz.

welcher zuletzt mit dem Schnitte fertig wird, bekommt den „Bären“ ins Haus. Das Schnittermahl (der „Schnitthahn, im B. D. W. B. die „Saathenne“) ist ein besseres Mahl, wobei besonders fettes Schmalzfoch und Krapsen nicht fehlen dürfen. In größeren Gehöften folgt auf das Mahl zuweilen ein Schnittertanz. (B. D. M. B.) An den altgermanischen agrarischen Opfercult erinnern noch einige Schnittbräuche. So läßt man auf dem Acker ein Büschlein Getreide liegen (um Krems die „Auslage“ genannt), und zwar für die Viehhirten oder Ortsarmen.

Bekannt und besonders noch üblich im B. D. M. B. ist auch der „Windknopf“ oder „Windzopf“, welcher aus den letzten Halmen gemacht und dem Winde überlassen wird. In der Gegend von Schrems (B. D. M. B.) werden beim Schneiden des Getreides

einige Halme für den Winter zurückgelassen. Von dem uralten Brauche des Sichelwerfens, welchen das Volk heute mit der bekannten Legende von der heiligen Nothburga in Zusammenhang bringt, scheinen sich nur mehr wenige Spuren (B. u. M. B.) erhalten zu haben.

An den St. Laurenzitag (10. August) schließt sich die Meinung, daß man an demselben, wo immer man die Erde aufgräbt, glühende Kohlen findet, weil der Heilige über solchen geröstet wurde. An diesem Tage wurde früher (bis zum Jahre 1848) in den Dörfern um Wien von den Weinütern anläßlich des Beginnes ihres Hüteramtes in den Weingärten ein festlicher Umzug gehalten, wobei zwei Bürsche auf einer Querstange den großen, reich verzierten „Weinüterkranz“ trugen. Ein Flurgang mit wehenden Fahnen, unter Gesang und Gebet, war ehemals auch am Feste Maria Himmelfahrt in der Umgebung von Wien üblich. Man nannte diese Art religiösen Feldcultes das „Selberbesegnen“. Nach beendigtem Umzuge sprach der Priester den Wettersegen.

Der Montag nach Michaeli (29. September) heißt der „Lichtbratmontag“. Am nächsten Tage nämlich beginnen Schneider, Schuster, Tischler, Wagner und andere Handwerker die Lichtarbeit, das heißt sie setzen im Herbst und Winter Abends die Arbeit bei Licht fort. Am Sonntag zuvor essen sie das „Lichtbrat“. Darunter ist überhaupt eine bessere Mahlzeit zu verstehen, bei welcher der Braten das Hauptgericht bildet. Im Pöbenthal (z. B. zu Waidhofen an der Pöbs) darf dabei auch das „Äpfelschlängl“ nicht fehlen. (Längliches Gebäck aus gewöhnlichem oder Butterteig mit blätterförmig geschnittenen Äpfeln gefüllt.) Der folgende Montag trägt von der Mahlzeit den Namen und ist ein „Anfeiertag“ (Halbfeiertag).

Bei Beginn der Weinlese, wenn „'s Viri aufg'sperrt“ (das Weingebirge, die Lese eröffnet) ist, knallen Böller- und Pistolenchüsse und werden Freudenfeuer angezündet. Trotz der ermüdenden Arbeit macht sich beim Hauer in diesen Tagen eine Feststimmung geltend, welcher er durch Fauchen und Singen Ausdruck gibt. Selbst der poetische Sinn regt sich in ihm, denn er schmückt Wagen und Zugthiere mit Nebengewinden und Blumenkränzen. Während der Lesezeit kommt Fleisch als Hauptgericht auf den Tisch, worauf der Winzer im Frühling und Sommer gewöhnlich verzichten muß. Wie der Feldbauer, so ist auch der Weinbauer bei seiner Ernte auf die armen Leute bedacht. Er gestattet, daß diese die bei der Lese zurückgelassenen Trauben sammeln. Letztere nennt man in der Gegend von Krems „Wolfel“. Nach beendigter Weinlese wird in „guten Jahren“ im Wirthshause ein kleines Fest mit Tanz abgehalten (Preßerball).

Zu einem Volksfeste im vollsten Sinne des Wortes gestaltet sich im B. u. W. B. und in den beiden nördlichen Vierteln das Fest der Kirchweih, doch nicht die „allgemeine“ (der „Allerweltskirchtag“), sondern die Patrociniumfeier der einzelnen Pfarrkirchen, welche



für die verschiedenen Gemeinden auf verschiedene Tage des Jahres fällt, an dieser Stelle also nur im äußerlichen Zusammenhange mit dem Schlagworte Kirchweih behandelt wird. Die Vorbereitungen zu einem solchen Kirchtag beginnen schon einige Wochen früher. Man segt und scheuert alle Räume des Hauses und sorgt für den Feststaat, oft mit einem Aufwande, welcher jenem für die höchsten kirchlichen Feiertage fast gleichkommt. Zum Kirchtage werden Verwandte von Nah und Ferne geladen und da will man sich sehen lassen; auch hinsichtlich der Bewirthung der Gäste ist man bemüht, das Möglichste zu leisten. Doch nicht nur im Hause, auch draußen auf dem Kirchplatze hat man mit den



Kirchweihfest.

Zurüstungen zu dem Feste begonnen. Diese Aufgabe fällt den zwei oder drei Kirchtags- oder Hüttenburschen zu, welche, von ihren Kameraden gewählt, schon früher den Kirchtag beim Wirth „aufgenommen“, das heißt sich bereit erklärt haben, die Musikanten zu dinge, die Tanzhütte aufzustellen und für Ordnung während der Kirchtagsfeier zu sorgen. Die Tanzhütte, auch bloß „Hütte“ genannt, besteht aus einem einfachen Gerüste, welches mit Reißig und Laubwerk verkleidet und mit Blumenkränzen, Fähnchen, Papierketten und dergleichen aufgeputzt wird. In einigen Gegenden der B. O. B. und U. W. W. wird keine Tanzhütte errichtet, sondern im Wirthshause, „wo der Kirchtag ist“, getanzt. Den Festplatz ziert zumeist auch eine schlanke Tanne, der Kirchtagsbaum („Kirtabaum“), welchen die Hüttenbursche etwa aus dem Gemeindewalde geholt, bis zum Wipfel abgeschält und mit allerlei Flitterwerk geschmückt in der Nacht vor dem Feste aufgerichtet haben.

Öfters prangt an der Spitze des Baumes eine bekränzte Weinflasche oder flattert auch ein rothseidenes Tüchel, das ein Bursche als kühner Kletterer für seine Schöne herabholen mag. In aller Frühe zieht ein Musikant durch den Ort und weckt mit seinem Instrumente die Schläfer. (Um Reg, B. U. M. B.) Am Vormittag ist Festgottesdienst; nach Tisch spielt die Musikbande vor dem Pfarrhose, überhaupt vor den „besseren“ Häusern, wird dafür bewirthet und erhält obendrein ein Trinkgeld. An der Spitze der Musikbande ziehen die Hüttenbursche mit Sträußen und Seidenbändern auf den Hütten und in den Knopflöchern, die Weinflasche in der einen, das Trinkglas in der andern Hand schwenkend. So verlangen sie Einlaß in die Häuser, warten dem Hausherrn und der Hausfrau mit Wein auf und laden sie zum Kirchtag ein. Nach dem Nachmittagsgottesdienste beginnt nun das eigentliche Volksfest. Aus den Nachbardörfern kommen Bursche und Mädchen scharenweise gezogen, den Kirchtag mitzumachen und sich wieder einmal ordentlich auszutanzten. Die Musik spielt jeder neu ankommenden Schar, auch einzelnen Paaren zum Willkomm ein Stückchen auf und begleitet sie ein. (Das ist das „Einbloaten“.) Sind genügend Gäste beisammen und ist der Eintritt gezahlt, beginnt der Tanz. Im Marchfelde haben Deutsche und Slovaken gesonderte Tanzlocale, was sich aus der Verschiedenheit der Nationalität allein schon erklärt, noch mehr aber praktisch aus der Verschiedenheit der Tänze beider Volksstämme. Nach jedem Tanze gibt der Bursche seiner Trauten einen Handschlag, den diese sogleich erwidert, worauf sie auf ihren Platz zu den Kameradinnen zurückgeht. In den Zwischenpausen stellen sich die Bursche vor die Musikanten hin und singen Bierzeiler, welche das ganze Orchester begleitet. Um die Tanzhütte herum sitzen die verheirateten Männer mit ihren Weibern, Kindern und Gästen und trinken Wein, Bier oder Meth; auch Näshereien stehen auf dem roh gezimmerten Tische, damit besonders die Kinder etwas zum Zubeißen haben. Fleischspeisen ißt jedoch kein Dorfbewohner auf dem Kirchtagplatz, auch seinen Gästen läßt er keine solchen auftragen, damit es nicht den Anschein habe, als hätte er zu Hause nicht genug Vorsorge getroffen. Auch die Tänzerinnen, wenn sie von einem Nachbardorfe gekommen sind, werden von den einheimischen Burschen ins Elternhaus zum Abendessen eingeladen. Sind aber beide „fremd“, so zahlt der Tänzer seinem Mädchen ein Viertel „Gansl“, Kaffee und Wein. Früher war es auch Sitte, daß die Dorfbursche je einen Musikanten zum Mittag- und Abendessen einluden. (So besonders um Salapulka, B. D. M. B.)

Vor dem Wirthshause, im Thorwege und Hofe desselben sind Lebzelterbuden aufgeschlagen. Auch Gotscheer („Gotscheberer“) treiben sich mit ihren Körben auf dem Plage herum und die Bursche spielen „Hoch und Nieder“ oder „G'rad' und Ung'rad“ um Drangen, Zuckerschachteln, Feigenkränze und dergleichen. Getanzt wird die ganze Nacht hindurch; am Morgen lassen sich die Bursche mit ihren Mädchen gegen ein Trinkgeld

heimblasen („ausblasen“). Die Verrechnung der Festaussagen obliegt den Hüttenburſchen. Außer dem Trinkgelde für das „Einladengehen“ zu Mittag und dem Hütten- oder Eintrittsgelde der Tänzer wird um Reß (z. B. in Feheldorf) der Ertrag eines Hazardſpieles zur Deckung des „Robiſch“\* verwendet, welches man „Schulern“ nennt und, weil verboten, abſeits in einem Winkel ſpielt. Am Nachkirchtag, der entweder unmittelbar auf das Hauptfeſt — „den Herrenkirchtag“ — folgt oder am nächſten Sonntag darauf gefeiert wird, findet kein ſolemneller Gottesdienſt ſtatt, auch werden keine Gäſte mehr aus der Ferne geladen. Im B. U. W. W., z. B. im Marchfelde, dauert die Kirchtagsfeier meiſt zwei Tage, im B. U. M. B., z. B. um Laa, auch drei Tage und es wird hier überdies noch am darauffolgenden Sonntag ein Nachkirchtag gehalten. Hier und da, z. B. um Reß, iſt es Brauch, den Kirchtag, wenn er zu Ende iſt, „einzugraben“. Ein vermummter Burſche weint über einige vor ihm liegende zerſchlagene Flaſchen und zerſetzte Fähnlein, die Muſikanten ſtimmen dazu Trauerweiſen an. Vergleicht man mit der hier gegebenen Schilderung, welche ſich übrigens vielfach auf Hauptzüge beſchränkt, das Bild eines Kirchtags im B. D. W. W., ſo erſcheint dieſes nahezu bedeutungslos. Man hält wohl einen Feſtgottesdienſt, kauft in den Krämerbuden allerlei, meiſt nützliche Sachen, tanzt im Wirthshauſe, aber von einem Volksfeſte in größerem Stile kann man nicht reden.

Im Spätherbſte, ortzweiſe erſt im Winter, wird die „Rockenſtub“ eröffnet und es beginnt der „Rockenſitz“, im B. D. M. B. auch „Rockaroad“ (Rockenreiſe) genannt. In Gegenden nämlich, wo die Bauerngehöfte nicht vereinzelt liegen, ſondern zu Weilern und Dörfern vereinigt ſind, kommen die Mädchen Nachmittags oder nach der Abendmahlzeit mit ihren Spinnrocken in einem Bauernhauſe, und zwar abwechſelnd heute in dieſem, morgen in jenem zuſammen und ſpinnen. Dabei wird fleißig geplaudert, werden Tagesneuigkeiten beſprochen, Räthſel aufgegeben und dergleichen. Die Rockenſtub iſt aber auch eine wahre Heimſtätte volksthümlicher Poefie, in der man die wunderbarſten Sagen, duftigſten Märlein und urwüchſigſten „Gſtanz'ln“ und „Viedl“ hören kann. Da hängt oft Alles am Munde der Erzählerin, ſo daß ſchließlich kein einziges Spinnrädchen mehr in der Stub ſchnürt und die Mägde von der Bäuerin ans Nachhauſegehen gemahnt werden müſſen. Wo es ordentlich zugeht, darf kein Mannsbild die Rockenſtub betreten. Dafür aber paſſen die Burſche den Mägdlein auf, wenn ſie das Hauſ verlaſſen, und „läuten“ ſie tapfer „aus“. Mit Schaſglocken, leeren Fäſſern und Spritzkrügen, auf die man ſchlägt, mit Pfeifen und Gejohle producirt man ein Abſchiedsconcert, das eine ſtädtiſche Katzenmuſik weit hinter ſich läßt. Darum ſuchen die Spinnerinnen, wie nur immer möglich, unbemerkt fortzukommen. Manche Dirne jedoch verliert ſich dabei nicht ungerne zu einem Stellbichein mit dem Geliebten. Wo der Rockenſitz Abends nach Tisch gehalten wird,

\* Stammt aus dem Slawiſchen und bedeutet Kerbholz.

beschließt oft spät in der Nacht ein Tanz zur Ziehharmonika oder Zither die gemeinsame Arbeit. Da in diesem Falle auch die Bursche selbstverständlich bei der Unterhaltung sind, verliert die Rockenstube in sittlicher Hinsicht nicht selten ihre Harmlosigkeit.

Seit einigen Jahrzehnten vereinsamt in vielen Gegenden die altehrwürdige Rockenstube; der nüchterne Zeitgeist ist auch in diese stillen, lauschigen Räume gedrungen und hat vielfach mit dem Spinnrocken zugleich auch die Zauberfäden einer lieblichen Poesie zerstört. Wie das Spinnen, so werden auch andere Arbeiten gemeinsam verrichtet, so das „Moistößn“ (Obststampfen, wo man noch keine Kelter hat), Äpfel- und Rübenshälten, Krautabhäupten, Federnschleifen, Brecheln. Vorwitzige Besucher werden noch jetzt zuweilen in der Brechelhütte von den Mägden arg zugerichtet, indem diese ihnen das Gesicht schwärzen, die Kleider mit „Agen“ (Flachsabfällen) vollstopfen und dergleichen.

Zu Beginn des Spätherbstes feiert die Kirche zwei Feste unmittelbar nacheinander, an welchen unser Volk in verschiedener Weise Antheil nimmt: Allerheiligen und Allerseelen.

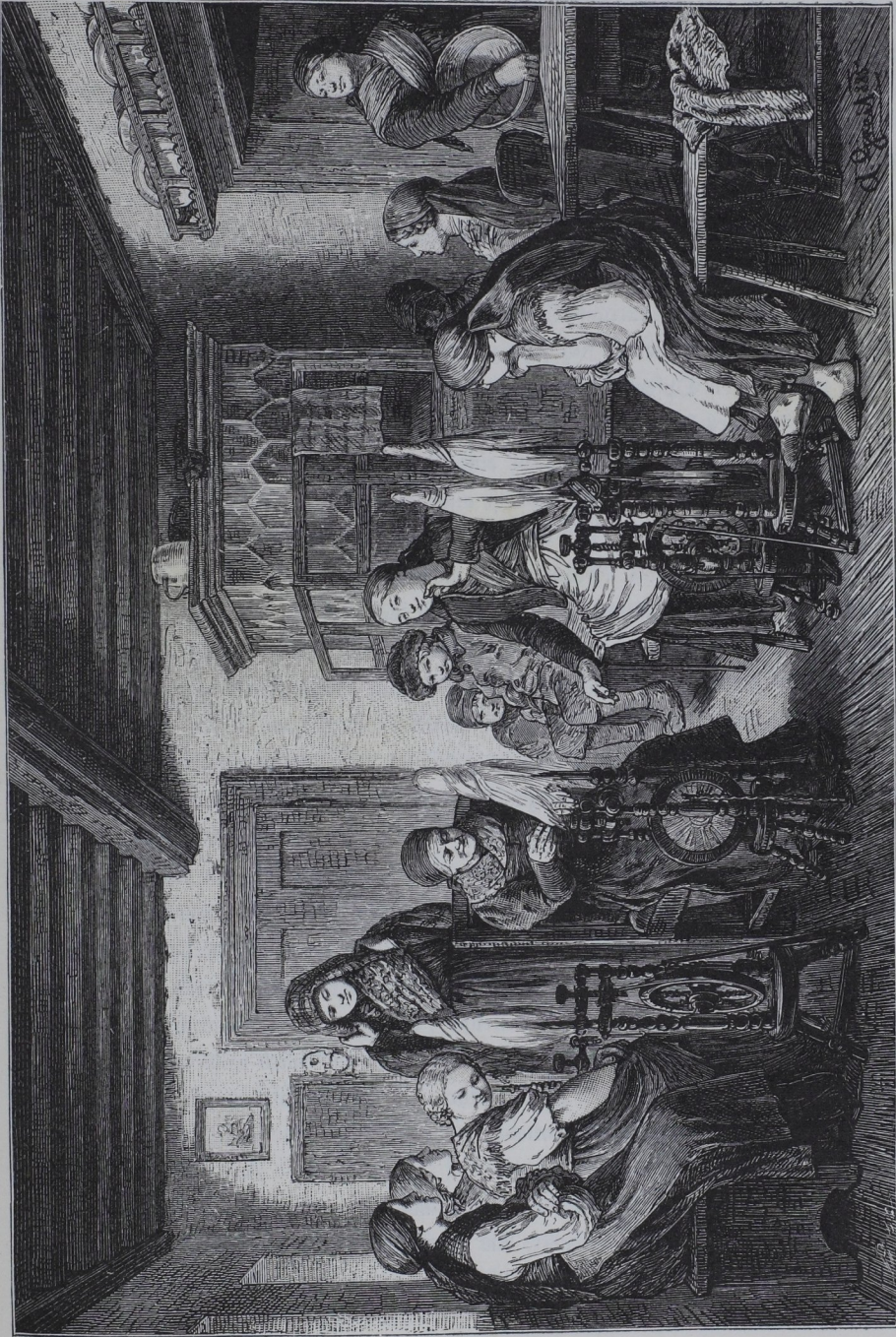
Zu Allerheiligen wird ein eigenes Brod gebacken, der zopfartig geflochtene „Allerheiligen-“ oder „Heiligenstrizel“. Mit diesem werden zunächst die Hausangehörigen und die Pathenfinder theilhaft, welche letztere überdies noch an vielen Orten mit Obst, Rüssen und Geld beschenkt oder gar zum Mittagstische geladen werden. Aber auch arme Leute, Kinder sowohl als auch Erwachsene bitten in den Häusern der reicheren um einen Heiligenstrizel. In einigen Gegenden gibt man ihnen ein Laibchen Weißbrod, am Wechsel am Vorabend schwärzeres, am Festtag weißeres Brod, beides von der Hausmutter gebacken, wofür die Empfänger zu einer Gegenleistung verpflichtet werden, welche im Gebet für die armen Seelen überhaupt und insbesondere für die verstorbenen Familienmitglieder besteht. (Hier allein erscheint der Heiligenstrizel noch in der Bedeutung eines Armenseelenopfers, als „Seelzopf“.) Die feinen Strizel für die Pathenfinder dagegen bestellt man beim Bäcker. Eine wohlhabende Bauernfamilie spendet zu Allerheiligen in der letztgenannten Gegend wohl an hundert Laibchen an Arme und die Bäuerin pflegt an diesem Festtage eigens zu Hause zu bleiben (zu „hüten“), auf daß ja kein „Zuspreeher“ unbeschenkt weggehe. Im B. D. W. sagen die herumziehenden Kinder folgenden kleinen Spruch auf:

„Heiligen (Allerheiligen), heiligen, hujch, hujch, hujch,  
A—n Äpfel, a Birndel, a Ruß, Ruß, Ruß!“

Die erste Zeile erklärt den Ausdruck „heiligen geh'n“ für Heiligenstrizel sammeln. Gibt man den kleinen Gästen in einem Hause nichts, so sagen sie:

Geiziger Böder,		Wann's uns nix gebt's,
Geizige Moam,		Geh'n ma so wieder hoam.“

In Haag, Strengberg und einigen anderen Orten nahe der oberösterreichischen Grenze gehen größere Bursche auch in der Nacht „heiligen“, und zwar zuweilen maskirt



Auf dem Webstuhl.

sie wecken durch Klopfen an den Fenstern die Bäuerin, welche aufsteht und die Störefriede mit Most, Äpfeln und Nüssen tractirt und sogar einige Tänze sich gefallen lassen muß. Unter Grimassen, Achzen und Stöhnen zieht dann die lustige Sippenschaft wieder weiter. Im Marchfelde (Untergänserndorf) setzt man mißliebigen Personen einen großen Heiligenstrigel aus Stroh auf einer Stange vor das Haus.

Der schöne Brauch, am Allerseelestage das Andenken der theuren Dahingegangenen durch Gräberschmuck zu ehren, beschränkt sich im Ganzen mehr auf die bürgerlichen Kreise, besonders dort, wo die Bauerngehöfte weiter von der Pfarrkirche entfernt sind. Aber am Trauergottesdienste, sowie an der fast allgemein üblichen Procession nach dem Friedhofe theilhaftig sich sehr zahlreich auch das Bauernvolk. Für die armen Seelen werden viele Opfer gebracht an Gebet, Messstipendien und Almosen.

Am Feste des heiligen Martin herrscht noch in vielen Gegenden Niederösterreichs der Brauch, Mittags als Hauptgericht eine Gans zu essen, namentlich in den beiden Vierteln D. und U. M. B. und theilweise auch im B. U. W. B., z. B. im Leithagebiete, wo man überdies Verwandten und Geschäftsleuten, mit denen man verkehrt, die Martini-gans zuträgt oder zusendet. (Mannersdorf am Leithagebirge). Im B. D. M. B. (um Eggenburg) findet am Sonntag nach Martini ein Tanz bei der sogenannten „Herbstmusik“ statt. Die Burche bewirthen bei dieser Gelegenheit ihre Mädchen mit Gänsebraten, weshalb der genannte Sonntag dort auch der „Ganslsontag“ heißt. Für den Weinbauer ist der Martinitag in anderer Weise wichtig. An demselben wird nämlich der Wein „getauft“, das heißt der Most von da an als Wein bezeichnet. Zu Martini gehen im B. U. W. B. die „Halter“ (Viehhirten) von Haus zu Haus und übergeben beim Eintritte jedesmal eine Birkenruthe, womit im nächsten Jahre das Vieh wieder ausgetrieben werden soll. (Der Birkenzweig als „Lebensruthe“.) Der Spruch, welchen sie aussagen, klingt in einigen Versen an einen altdeutschen Hundesegen an. Um Wiener-Neustadt sammeln die „Halter“ mit ihren Buben in den Häusern Wein, den man ihnen in die großen Krüge schenkt, welche sie auf ihrem Hundgange mit sich schleppen. Im Leithagebiete erbitten sich auch die Handwerker bei ihren Kunden den „Martinitrunk“, den sie aber gewöhnlich ihren Gesellen überlassen. Der Ausdruck „Martini-“ oder „Märtenloben“ wird wohl am richtigsten auf das kirchliche Officium des Tages zurückgeführt, dessen Invitatorium zur Matutin lautet: „Laudemus Deum nostrum in confessione beati Martini“. (Laßt uns Gott loben in dem Bekenntnisse des heiligen Martinus.)

Am Barbaratage (4. December) stellt man einen Kirschzweig in ein Gefäß mit Wasser, welches man täglich erneuert. Am Christabend blüht der Zweig auf. (An allen Orten bekannt.) Mädchen sehen in dem Phänomen ein Zeichen, daß sie im nächsten Jahre heiraten werden.

Am Vorabende des St. Nikolaustages ziehen zwei vermunnte Personen in der auch anderwärts üblichen Weise als Nicolo und Krampus herum, beschenken brave Kinder und strafen unfleißige, unfolgsame. Im Dunkelsteiner Walde (St. Pöltener Gegend) schickt der Nicolo seine Knechte voraus, welche in den Häusern nach der Aufführung der Kinder sich erkundigen müssen; am Festtage erscheint der Nicolo selbst. Im oberen Obbsthal (Hollenstein) zieht der „Nicoloherr“ mit der weißgekleideten mehlbestaubten „Nicolofrau“, dem Krampus und der Habergeiß herum. (Letztere auch am Wechsel.) Erwähnung verdienen einige Schelmliedchen, welche die Kinder auf den doch so gefürchteten „Herrn Nicolo“ singen, z. B.:

„Nicolo, Nicolo, Kauf mir mein Prügerl a;		Wann d' mir's nit abkauft, Wirf i dir's na'."
--	--	--

Oder:

„Vater unser, der du bist — Der Nicolo, der fällt in Mist,		Der Krampus, der fällt d'rauf, Der Nicolo kann nimmer auf."
---	--	--

Vor dem Schlafengehen stellen die Kinder Hüte, Schuhe oder auch Schüsseln vor das Fenster, in welche der Nicolo in der Nacht seine Geschenke „einlegt“. Am Nikolaustage werden in manchen Gegenden (besonders im B. D. W. W.) eigene Brode gebacken, welche den Nicolo und Krampus, aber auch allerlei Thiere vorstellen. In dem Nicologehen begegnet uns ein christlich umgedeuteter und umgewandelter Wodanmythus der germanischen Vorzeit.

Eine große Rolle in unserem Volke spielen die Rauchnächte (gesprochen Rauchnächte). Man treibt verschiedene Zeichendeuterei, die sich indeß auf zwei Hauptgesichtspunkte zurückführen läßt: auf das „Lösen“= oder „Lismengehn“ (richtiger Liefengehen, vom mittelhochdeutschen lizen, das ist das Los werfen, lösen, wahr sagen) und auf das „Lofengehn“ (das ist lauschen, horchen gehen; mittelhochdeutsch lofen, bedeutet hören, horchen.) Das Lösen oder Lismen geschieht auf die mannigfachste Art. Am Thomasabend ist bei den ledigen Leuten, besonders den Mädchen, das Bettstaffeltreten noch im Schwung. Man tritt mit dem linken Fuße dreimal an einen der beiden hinteren Bettfüße und spricht dabei:

„Bettstaffel, i tritt' di, Heiliger Thomas, i bitt' di:		Laß ma erschein'n Den Liebsten (die Liebste) mein."
--	--	--

Ledige Bursche sagen auch: „Zeig mir glei' — Mein künft'ig's Wei'!“ Man soll dann mit dem linken Fuß voraus ins Bett steigen und sich in umgekehrter Lage, mit dem „Kopf zu den Füßen“, betten. Im Traume wird der oder die Geliebte sich zeigen. Ledige Personen tragen vom Thomastag an bis zum Christabend auch einen Apfel in der Tasche, waschen sich während dieser Zeit nicht, beten nicht und besprengen sich auch nicht mit Weihwasser. Am Christabend essen sie unter dem äußeren Scheunenthor (wo sie

von den Hausleuten weniger leicht gesehen werden) den Apfel. Dabei soll der künftige Ehegenosse zufällig des Weges kommen und unangesprochen vorübergehen. (B. D. W. W.) Unbekannt sind andere Bräuche, wie das Schuhwerfen, Holztragen, Scheiterlegen, Späneziehen, Bleigießen, Apfeltheilen (Kernzählen) und dergleichen. In der Stellung, Zahl (paarig oder unpaarig) und Beschaffenheit der zum Losen verwendeten Gegenstände liegt das vorbedeutende Moment. In Hollenstein (Obbostal) zählen die Mädchen an der Zaunsteckenreihe immer nur bis acht, denn wenn sie auch noch zählen „neun“, sagt der Teufel: „der zehnte gehört mein.“ Beim Losen oder Horchen stellen sich die Mädchen gerne unter einen Weichselbaum. Indem sie diesen schütteln, sprechen sie:

„Weichselbaum, i schüttl' di,		Laß ma a Hundert bell'n,
Thomas, i bitt' di:		Soll sie mein Manderl meld'n.“

Manche Mädchen losen auch am Schweinstalle; rührt sich die „Alte“, werden sie einen älteren Mann bekommen, grunzt ein junges Schwein, einen hübschen, jungen. Horchen sie an einer Hühnersteige, so ist der Hahn, wenn er sich meldet, das Heiratsorakel. In der Christnacht stellt man sich auf einen Kreuzweg und horcht. Hört man lachen, singen, musizieren, so bedeutet dies ein freudiges Ereigniß im nächsten Jahre, für Mädchen auch heiraten. Gebet oder weinerliche Stimme verkündet Unglück. Zieht man mit geweihter Kreide einen Kreis um sich, so kann einem der Böse nichts anhaben und man schaut allerhand Zukünftiges, schließt aus der Gestalt der Wolken auf sein bevorstehendes Schicksal, sieht und hört Alles, was in den Häusern vorgeht. Doch darf man dabei kein Wort reden und überhaupt kein Geräusch machen. (Sämmtlich ziemlich allgemein.)

In den Unternächten gilt manches Ereigniß als vorbedeutend. Am Wechsel darf in diesen Tagen nicht gesponnen werden, sonst liefert man der Haupthexe Hertha das Garn, womit sie die Leute fängt und fortschleppt. Überhaupt ist das die Zeit, in welcher die Geister „umgehen“ und ungescheut ihr Wesen treiben, eine Anschauung, welche, wie manche andere hier vorgesehrte, in die vorchristliche Zeit zurückreicht.

Weihnachten. Dieses hohe kirchliche Fest mit all seinem Zauber, seinen sinnvollen Gebräuchen, wird in allen Kreisen der Bevölkerung so recht auch als ein Familienfest wie kein anderes aufgefaßt und gefeiert. Am Christabend wird in vielen Familien, besonders im Oisgergebiete, eine Krippe aufgestellt. Den Kindern wird eingeschärft, sein stille zu sein, daß sie den schlafenden Christ nicht aufwecken, der sie dafür bald mit den Gaben des Weihnachtsbaumes reichlich belohnen wird. Dieser breitet von Jahr zu Jahr seine lichtschimmernden Zweige weiter aus; heute prangt er schon in den meisten Bürgerhäusern, ja sogar in manche Bauernstube strahlt sein Glanz bereits hinein. Die Zeit vom Abendmahle bis zur Mette, wofern diese nicht wie an vielen Orten in der Wiener Erzdiöcese erst am Morgen gefeiert wird, bringt man abwechselnd mit Gebet, religiösen



Gefängen, Erzählen und harmlosen Spielen zu, von welchen jedoch das Kartenspiel in manchen Familien ausgeschlossen ist. Mit der Christnacht steht eine lange Reihe charakteristischer Bräuche und Meinungen im Zusammenhange.

Allgemein ist in Niederösterreich der im deutschen Volke überhaupt heimische Glaube verbreitet, daß während der heiligen Nacht die Thiere reden können. Überall erzählt man auch die Geschichte von dem Bauern, welchem seine beiden Ochsen (oder Pferde), die er bei ihrer Unterredung im Stalle belauschte, den nahen Tod voraussagten. Während der Christmette geben alle Brunnen Wein. (Weit verbreitete Meinung.) Auch die Zeichendeuterei spielt in der heiligen Nacht eine große Rolle. Weissen Kopf nach der Hausräucherung, wenn das erste Licht angezündet wird, an der Wand keinen Schatten zeigt, dem ist der Tod im nächsten Jahre gewiß. (Gilt hier und da als noch bedeutungsvoller am Sylvesterabend.) Wer von den Tischgenossen beim Nüsse-Essen zuerst einen schwarzen Kern findet, wird auch zuerst sterben. (V. D. W. W.) Erblickt man auf dem Dache einen Sarg, so bedeutet dies baldigen Tod für denjenigen, welcher die Vision gehabt hat (Waidhofen an der Thaya) oder für eine Person aus der „Freundschaft“ (Ybbsthal). Schaut man in der heiligen Nacht durch das Schlüßelloch in ein leeres Zimmer, so sieht man jene Verwandten sitzen, welche im nächsten Jahre sterben werden. Auch das wirtschaftliche Leben bringt man mit der Christnacht vielfach in sinnvolle Beziehung. In Mischbach (V. D. W. W.) trägt man eine Egge, einen Pflug und einen Scheffel Hafer in die Stube, wo gebetet wird. Um Oberhollabrunn (V. U. M. V.) legt man ein Bündel Heu offen in den Hausshof und füttert dasselbe nach der Mette dem Vieh. Beim Abendmahle sammelt der Hausvater von sämtlichen Tischgenossen je die drei schönsten Nußkerne und reicht sie am Festtage den Kindern als Maulgabe (V. D. W. W., Hollenstein); im oberen Ybbsthal besteht diese auch aus drei „Hetschenbetschen“ („Heckenböblein“, Hagebuttefrüchten) oder aus Brod, welches aus allen Getreidearten mit Hetschenbetschen gemischt gebacken wird. Von dem im Keller aufbewahrten Kraut (Kopfsohl) fällt durch Schütteln in der heiligen Nacht der beste Same ab. (V. D. W. W.) In den Äpfeln wenden sich die Kerne um; senkt man diese in die Erde, so wachsen Bäume, welche keiner Veredlung bedürfen. „Arbeitet“ während der Mette der Most im Keller, so ist ein gutes Mostjahr zu hoffen (V. D. W. W.); braust der Wein im Fasse oder „dreht er sich um“ (trübt er sich), ein gutes Weinjahr (um Krems). Um Waidhofen an der Thaya legt man einen Bund Kornstroh erst unter den Bactrog, hierauf gehen sämtliche Hausgenossen kurz vor Anbruch der Nacht damit in den Hausgarten und umwinden jeden Baum mit einigen Halmen, auf daß er im nächsten Jahre recht gut „trage“ (das „Baamschag'n“, Baum-schätzen). In manchen von den hier besprochenen Bräuchen liegen Überreste altgermanischer Baum- und Feldculte in christlicher Umdeutung vor.

Während der Christmette kann man auch die Hexen erkennen, wenn man auf einem Schemel sitzt, welcher aus neun verschiedenen Holzarten gemacht ist, oder wenn man durch einen durchlöcherten Span oder Stein oder durch das Astloch eines Sargbrettes schaut. Die unheimlichen Wesen haben das Gebetbuch verkehrt vor sich liegen und sitzen oder stehen mit dem Rücken gegen den Altar gewendet. Nach der Mette wird in den Familien sogleich eine Fleischsuppe mit Auflage, auch Fleisch eingemacht oder gebraten gegessen. An mehreren Orten im B. D. W. B. ist das „Sanktbrat“ gebräuchlich; in den Gasthäusern ist man meist Bratwürste. Am Festtage bildet den Schluß der Mahlzeit das Klezenbrod. Von letzterem bekommen sämtliche Hausleute je einen Laib oder einen Strizel nebst Weißbrod; auch setzt man es an vielen Orten in Gasthäusern den Stammgästen vor. Das einfache Bauernklezenbrod besteht aus gewöhnlichem Brodteig und kleingeschnittenem Dörrobst, namentlich Klezen (gedörrten Birnen); in Bürgerhäusern mengt man unter den feineren Teig auch Nüsse, Mandeln, Feigen, Rosinen, Citronat und einige edle Gewürze. Auch liebt man es, den Teig mit Brauntwein anzufeuchten. Das Klezenbrod ist in den beiden Vierteln D. und U. M. B., besonders nördlich, und im B. U. W. B. nicht an allen Orten gebräuchlich. Man bäckt dafür Weißbrod, um Zwetzl „Kawuzl“ genannt, oder auch Nuß- und Mohnbeugel. Zu Weihnachten soll man neun verschiedene Sorten Klezenbrod essen, dann bleibt man gesund oder wird so stark, daß man neun Fahren Heu bergauf rechnen kann (Ötischergebiet), oder heiratet bald.

Am Wechsel leitet eine Sage ohne Zeitangabe den Ursprung des Klezenbrodes von einer Hungersnoth her, welche die Leute zwang, aus allerhand Abfällen ein „Milchmaischbrod“ zu backen. Später that man dies in dankbarer Erinnerung an die Errettung aus jener großen Bedrängniß.

Zu Weihnachten ziehen in mehreren Gegenden Niederösterreichs „Hirtensinger“ herum, welche in Privat-, seltener in Gasthäusern kleine Spiele (Hirtenspiele) aufführen. Hierzu verkleiden sich vier Jünglinge ihren Rollen entsprechend und treten nach einander in die „Stube“ ein. Der erste Hirte fragt nach dem Hausherrn, klagt über bittere Winterkälte und legt sich neben dem Ofen auf den Boden. Ebenso machen es die beiden anderen, welche gekommen sind, ihren Kameraden zu suchen. Bald liegen alle drei in „tiefem Schlafe“, aus welchem sie jedoch der Engel durch Berührung mit seinem „goldenen Stabe“ weckt. Staunend vernehmen sie seinen Ruf: „Gloria in excelsis Deo!“ und den Bericht vom Wunder zu Bethlehem. Hierauf singen sie gemeinsam eines von den lieblichen Hirtenspielen, deren Motive echt volkstümlich sind. Da „gucken“ sie z. B. zum Himmel auf, wo es heute so lustig „hergeht“, als thät man droben den „Fasching loben“. Sie wollen dem Kindlein im Stalle allerlei Opfer bringen, der eine ein „zeckfeistes“ Lämmchen, der andere ein neues rothes „Sankel“ (Säckchen), der dritte seine schöne Kohlmeise

„samt'n Häusl“ (Käfig) u. s. w. Das „himmlisch' Büaberl“ soll ein „kundes Müaserl“ (Mus) bekommen, „denn an Sterz — bringt's no' nit übers Herz“. Nun versetzen sie sich im Geiste in den Stall vor die Krippe und schelten Josef, daß er eine so schlechte Herberge gewählt habe; „Du, alter Vater, Du sollst g'scheidter sein“, mahnt treuherzig ein Hirte. Doch das „Büaberl“ ist fröhlich, „högaht\* und lacht“, sobald es die Kehlmeise singen hört, das liebe Lämmchen und das rothe Zäckchen erblickt, und „gibt“ freudig „'s Patschanderl her“\*\*. Zum Schlusse beten die Hirten kniend den neugeborenen



Das Hirteningen.

Heiland an und kehren „glücklich“ heim. (Ybbsthal.) Von größeren Weihnachtsspielen sei hier nur das noch jetzt zu Gmünd (B. D. M. B.) aufgeführte als das bedeutendste erwähnt. Die sogenannten „Krippenspiele“ sind im Aussterben begriffen.

Am Stefanitage reiten zu Murstetten (B. D. W. W.) ledige Burische auf Pferden herum. Der Brauch heißt dort das „Stefanireiten“; ob derselbe wie das in manchen deutschen Landschaften übliche „Schimmelreiten“ als Rest des alten Wodancultes aufzufassen oder auf örtlichen Entstehungsgrund zurückzuführen ist, läßt sich, da der Fall so vereinzelt auftritt, nicht entscheiden.

\* Der Ausdruck bedeutet ungefähr das stoßweise Lachen der kleinen Kinder.

\*\* Reicht den Hirten das fette, fleischige Händchen.

In einigen Gegenden, namentlich im Weinlande, wird am Johannistag (27. December) in der Kirche Wein geweiht. Der Kellerherr gießt davon einige Tropfen in jedes Faß. Der Johannissegen, das ist der Abschiedstrunk, welchen der Wirth seinen Gästen vorsetzt, wenn sie sich anschicken den Keller oder das Gasthaus zu verlassen, ist also als eine Art Weihetrunk aufzufassen.

Am Unschuldigen Kindertag, das ist am 28. December, darf sich kein Dreischtroh auf der Tenne befinden, sonst müssen die unschuldigen Kindlein durch dasselbe waten. (W. D. W. W.)

Der 29. und 30. December sind unter dem Namen „Wind- und Wassertag“ im unteren Obßthal bekannt. Am ersteren bringt man der Windsbraut ein Opfer, indem man Speisetheile auf die Zaunpflöcke („Hurdpflöcke“) legt; am zweiten wirft der Oberbursche in den Mühlen von jeder Richt des Mittagsmahles ein Weniges in den Wehrtümpel, und zwar fürs Wassermandl. Der Brauch, den Elementen zu opfern, stammt aus der heidnischen Vorzeit.

Daß am Sylvesterabende die Rauchnachtbräuche, vor allen das Lismen- und Lojengehen, besonders im Schwunge sind, versteht sich von selbst. Man will ja, wenn schon nicht die ferne Zukunft, so doch sein Schicksal im nächsten Jahre voraus wissen. Mädchen hängen gerne einen Ring an einem Haare in ein Glas; so oft er anschlägt, so viele Jahre wird es noch dauern, bis sie heiraten. Der Landwirth legt in der Neujahrnacht Ziegel oder Steine auf die Äste seiner Apfelbäume, damit die Blüten nicht durch den Blitz versengt werden. (W. D. W. W.)

Schließlich sei noch einiger Unglückstage im Jahre gedacht, welche auch in Niederösterreich, wie anderwärts, für Geburt, Krankheiten und gewisse Unternehmungen als übel vorbedeutend gelten.

Solche Tage sind der 1. April, der Geburtstag des Judas Ischariot; der 1. August, an welchem Lucifer in die Hölle gestoßen worden ist; der 1. December, der Tag des Unterganges von Sodom und Gomorrha. Auch der Magdalenatag (22. Juli) ist ein Unglückstag. An demselben müssen neun Menschen sich erhängen, neun sich ersäufen und neun sich „derfallen“ (zu Tode fallen). Manche rechnen auch den Hugotag unter die „bösen“ Tage.

So sind wir am Schlusse des Jahres angelangt. Eine Kette oft gar sinnvoller Bräuche, Sitten und Meinungen schlingt sich um den Kreislauf desselben, und mag auch der ernüchternde Zeitgeist bereits in vieler Hinsicht seinen Einfluß geübt haben, so treten doch die charakteristischen Züge unseres Volkes noch überall nachdrücklich genug hervor, um es als ein denkendes, gemüthvolles und biederer dem unbefangenen Forscher und Beobachter erscheinen zu lassen.

## Geburt, Hochzeit und Tod.

An diese drei wichtigsten Familienereignisse knüpft sich eine entsprechende Zahl eigenthümlicher, oft uralter Bräuche und Meinungen, welche den Charakter unseres Volkes treu wieder spiegeln. Während die Jahresbräuche dasselbe vielfach im öffentlichen, namentlich aber im wirthschaftlichen Leben uns vorgeführt haben, treten wir nun eigentlich in die Familie ein und lernen ihre Freuden und Leiden näher kennen.

Winkt in einer Familie das Elternglück, so denken beide Eheleute „ehzeitig“ ans „G'vatterbitten“. Sie haben bald unter ihren „Freunden“ und Bekannten ein Paar ehrfame, hausgeessene Leute gefunden und brauchen eine Zurückweisung seitens derselben nicht zu fürchten. Denn aus der Taufe heben heißt allgemein „das gute“ oder „das christliche“ Werk, welches Niemand ausschlägt, am allerwenigsten Armen gegenüber; man baut sich durch Übernahme desselben „einen Staffel in den Himmel“. Es gilt als eine ganz besondere Auszeichnung für einen Pather, so viele Göttenkinder zu haben, daß sie ihn einst zu Grabe tragen können. Ist nun das Kind geboren, so zieht der Vater sein allerhöchstes Gewand an und holt die Göttenleute zur Taufe. Früher that er das nicht, ohne den „Göttenstecken“, das ist den Rohrstock mit dem Silber- oder Beinknopfe, zur Hand zu nehmen. In seiner Freude warf er denselben im Hause des Gevatters erst zur Stubenthür hinein, ehe er selbst eintrat, hob ihn auf und wiederholte dieses Manöver, wenn er Vater eines Knaben geworden war, dreimal, bei Zwillingen mehrere, ja viele Male. Im Obßthal sprach er beim Eintritte folgende originelle Verse:

„Unter der Hütt'n, ober der Hütt'n —  
 I waar' halt da von weg'n 's G'vatterbitt'n;  
 Thats mi nit auslacha,  
 Müaßts ma an recht an großen Daringischmalz macha.“

Auch ließ er beim Weggehen den Göttenstecken in des Gevatters Stube zurück — eine stumme Aufforderung, daß dieser bald Gelegenheit zum Gegendienste bieten möge. Dies geschah indeß oft auch scherzweise dort, wo kein Nachwuchs zu hoffen war. Die Gevattersleute empfangen den Mann als einen Ehrengast wie keinen andern, reichen ihm den Gevattertrunk (im Weinlande) und kochen ihm den bei dieser Gelegenheit üblichen „Daringischmalz“. (Noch vielerorts gebräuchlich, besonders im B. D. W. W.) Dem Täufling wird vom Pather das „Kröselgeld“ (Christamgeld) eingebunden (mit „eingesacht“), in der Regel ein Silberstück und einige (drei) kleine Kupfermünzen, welche in der Taufe mitgeweiht werden. Die letzteren (früher Pfennige) sind noch jetzt im Wienerwalde unter dem Namen „Schnattergeld“ bekannt; sie werden beigegeben, damit das Kind leicht

und früh reden lernt. Das Kröfengeld gilt als unantastbar, es bildet ja die Grundlage aller späteren Ersparnisse. In die Krösenbüchse legt die Mutter auch ein Stückchen von der Nabelschnur des Kindes mit einem rothen oder blauen Bändchen geziert, weiter ein „Amas-Debl“ (Agnus Dei) das ist ein geweihtes irdenes Medaillon oder sonst ein Heiligenbildchen.

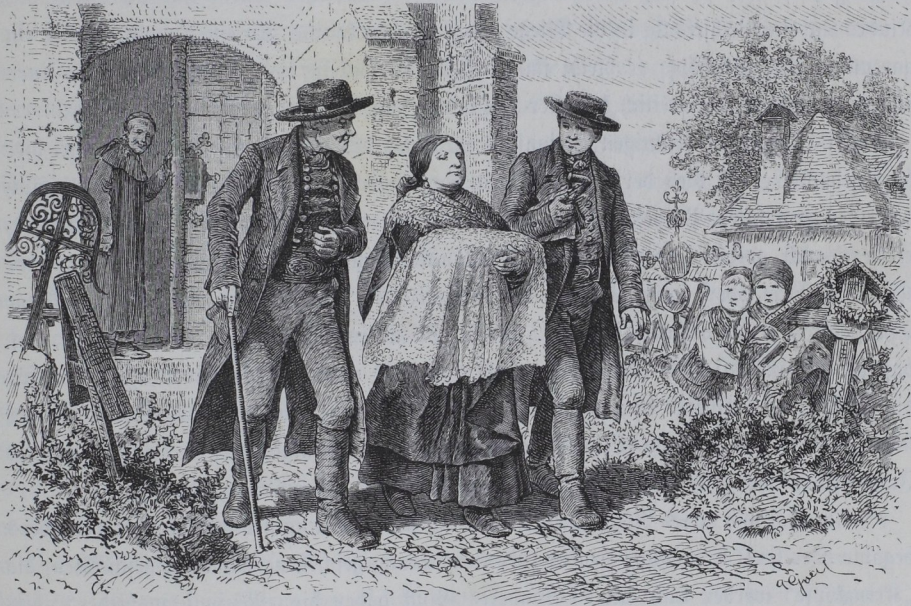
Das Taufmahl („Kindlmahl“) wird fast überall im Elternhause des Täuflings gehalten und dazu werden nebst den Pathen auch Nachbarnleute und „Freunde“ (Verwandte), nicht selten auch der Geistliche und der Schullehrer (dieser früher als Meßner) geladen.

Den Gevattersteuten obliegen gegenüber der Wöchnerin und dem Pathenkinde mehrere Verpflichtungen. Da ist besonders zu erwähnen die „Zutrag“ oder das „Weiset“. Die Gevatterin bringt nämlich der Mutter das „Sechswochenbrod“, welches aus Semmeln, Zwieback und Candiszucker besteht, womit der Sauglappen („Sutzel“, „Zuzel“, „Schloker“) des Kindes gefüllt wird.

Im Laufe des ersten oder zweiten Jahres nach der Geburt wird das Kind von den Pathen mit dem „Wutzelgewand“ beschenkt, welches zumeist aus einem Kleidchen, Hemdchen und Häubchen besteht. Als letzte Gabe bekommt der kleine Pathe im Alter von 6 bis 12 Jahren (je nach der Gegend verschieden) das „Gödlgewand“ und einiges Geld. Das Pathenhemd ist meist so groß zugeschnitten, daß es nicht sofort in Verwendung kommen kann, sondern erst als „Hochzeitshemd“, wozu es oft von Anfang her bestimmt ist, getragen wird. Stirbt das Pathenkind vor dem Ausgewanden, so haben die Gödenleute die ganzen Begräbnißkosten zu tragen. Für diese und andere Opfer und Verpflichtungen, namentlich auch für die Sorge und Theilnahme, welche die Pathen ihrem Schützlinge in den verschiedensten Lagen des Lebens zuwenden, werden sie bei jeder Gelegenheit mit besonderer Auszeichnung behandelt. Heiratet der junge Göd, oder wird er Priester, oder stirbt er, so nehmen die Pathen beim Hochzeits-, Primiz- oder Todtenmahl die ersten Ehrensitze ein. Die Gevattersteute ihrzen einander, was bei unserer Landvolke indeß die Ansprache in der dritten Person bedeutet. Ein Mann soll jedesmal, wenn er an seines Gevatters Haus vorübergeht, den Hut abnehmen.

Mancherlei Gefahren bedrohen das neugeborene Kind. So lange es nicht getauft ist, kann es gar leicht von einer Hexe oder, wie man im Gebirge glaubt, von einem Wildfräulein mit einem Wechselbalge vertauscht oder von der „Trud“ angefangt werden, welche letzteres man freilich sogleich an den aufgeschwollenen Brustwärtchen erkennt und für die Zukunft durch einen auf die Wiege gezeichneten Trudenfuß hintanhaltend kann. Große Gefahr ist auch, daß das kleine Kind „verschrien“, „verschaut“ oder „verneidet“ wird. Besonders Menschen, deren Augenbrauen über der Nase zusammenreichen, sind zu fürchten. Man schützt das theure Kleinod vor all diesen bösen Einflüssen, indem man, wenn man

es anblüht, ausspuckt, mit den Fingern eine „Feige“ im Sack (Tasche) macht, den Daumen einzieht, es bekreuzt oder in Kreuzform mit Speichel benetzt, mit dem Abjud gewisser Kräuter wäscht, oder indem man das kleine Geschöpf an der Nase zupft, ihm einen Wolfszahn umhängt, ein Kleidungsstück verkehrt anzieht, an dem rechten Armel oder auf dem Häubchen ein rothes Bändchen aufnäht und dergleichen mehr. Den „Schreck“ bannet man durch umgehängte Schrecksteine, die Fraisen stillt man durch einen unter das Haupt des Kindes gelegten „Fraisbrief“ oder auch durch „Abbeten“, doch darf hierbei kein einziges Wort wiederholt werden. Ist das Kind getauft, so ist es weniger bösen Einflüssen ausgesetzt.



Der Taufgang.

Man wäscht ihm drei, auch neun Tage lang beim Baden das Köpfchen nicht, um das Chriſam nicht wegzuspülen; erst an dem einen oder dem anderen der genannten Tage wird dieses „abgebadet“ („Chriſambad“). Die getauften Kindlein stehen unter besonderem, höherem Schutze. Sie lächeln oft im Schlafe, weil die Englein mit ihnen spielen. In ein Haus, in welchem ein kleines Kind schläft, schlägt der Blitz nicht ein. In manchen Bauernhäusern werden zufolge dieser Meinung bei herannahendem Gewitter die Kinder, zum wenigsten das kleinste, „schlafen gelegt“.

Allerhand Meinungen gelten auch in Betreff der Wöchnerin. Während der Schwangerschaft soll sie sich vor Allem an nichts „versehen“, was auf sie einen ungünstigen Eindruck machen könnte. — Wenn eine Mutter im Wochenbette stirbt, so kommt sie

unmittelbar in den Himmel, denn „In den Sechswochen — Steht der Himmel offen.“ Ein kleines Kind „bringt einen Wagen voll Arbeit ins Haus“, aber die Mutter muß in den Wochen gewisser, auch leichterem Arbeiten sich enthalten. Wenn sie näht, so wird das Kind erblinden, wenn sie spinnet, so spinnet sie ihm einen Strick um den Hals. Auch andere Vorsichtsmaßregeln soll sie nicht außer Acht lassen. Sie soll nicht zum Fenster hinaussehen, wenn sie draußen ein Geräusch hört, denn es könnte ihr das Kindlein von einer Hexe leicht „vertragen“ werden.

So lange die Wöchnerin nicht vorgesegnet ist, soll sie nicht über die Dachtraufen hinausgehen, weil sie sich allerlei bösen Einflüssen aussetzen würde und an Stelle des Kindes ihr ein Wechselbalg in die Wiege gelegt werden könnte. So ein Kobold ist aber ein gar unfauberes Geschöpf; er bleibt immer klein, ist buckelig und „verwachsen“, hat einen sehr großen Kopf, der freilich bei aller Häßlichkeit zugleich ein „gescheidter Kopf“ ist.

Eines weiteren wichtigen Ereignisses im Leben des heranwachsenden Kindes sei hier kurz gedacht, es ist dies der Empfang des Sacramentes der Firmung. Die anläßlich desselben erwählten Patren spenden gewöhnlich ein Gebetbuch und ein Rosenkränzchen, reichere auch goldene oder silberne Uhren und dergleichen mehr, öfter auch einzelne Kleidungsstücke oder ganze Anzüge. In bürgerlichen Kreisen gibt man gerne silberne Eßbestecke. Für die beiden Viertel D. und U. M. B. insbesondere ist charakteristisch, daß daselbst fast ausschließlich ledige Firmpatren gewählt werden. Die Firmlinge geben für die erhaltenen Geschenke dem Patren, wenn er heiratet, eine kleine Aussteuer, in der Regel eine fein geschliffene Weinflasche mit ebensolchen Trinkgläsern; sie erfreuen sich als Junggesellen oder Ehrengäste bei der Hochzeit einer besonderen Auszeichnung.

Am Schlusse dieses Abschnittes möge noch der Meinung des Volkes über besonders begabte oder sonst bevorzugte Kinder kurz Erwähnung geschehen. Die allzu gescheidten, die „Kreuzköpfe“ werden nicht alt. Besonderes Glück haben die „Neusonntagskinder“, das sind solche, welche an einem Sonntage geboren werden, an dem der Mond „neu wird“ und welche ihren Namen mit auf die Welt bringen, das heißt nach dem Heiligen benannt werden, dessen Fest auf ihren Geburtstag fällt. Neusonntagskinder „sehen“ mehr als andere Sterbliche, blicken in die Zukunft, wissen um das Treiben in der Geisterwelt, erkennen leicht die Hexen an den rothen Ringen um die Augen, finden Schätze und haben in allen ihren Unternehmungen Glück.

Ein besonders reiches, in seinen Zügen höchst mannigfaltiges Bild entrollt sich uns in den Hochzeitsgebräuchen. Nicht nur größere Gebiete, sondern auch einzelne Ortschaften innerhalb derselben zeigen hierin oft merkwürdige charakteristische Verschiedenheiten und zuweilen Eigentümlichkeiten, welche entschieden aus sehr alter, wohl auch noch heidnischer Zeit stammen. Sie sollen hier in den Hauptzügen vorgeführt werden.



Ist der Vater alt geworden, will er Haus und Hof „übergeben“ und sich in die „Ausnahme“ zurückziehen, so muß sich der Sohn, welchem das umfangreiche Anwesen zufällt, nach einem tüchtigen „Weib“ umsehen. Meist hat sein Herz schon früher gewählt, er hat lange Zeit eine „Bekanntschaft“ gehabt — oft ganz in Ehren — und so braucht er jetzt nicht lange zu suchen. Gleichwohl wirbt er um die Hand der Auserwählten, mag er ihres Jawortes auch insgeheim gewiß sein, nicht leicht mit Hintansetzung der üblichen Förmlichkeiten, welche Andere nothgedrungen beobachten müssen, wollen sie einen etwaigen „Korb“ nicht in eigener Person davontragen. Es wird also der Heiratsvermittler ins Geheimniß gezogen, der dann auch bei der Hochzeit selbst gewöhnlich eine wichtige Rolle spielt und nun zunächst mit auf die „Brautschau“ gehen muß. Er ist fast immer ein verheirateter Mann und führt in seiner Mittlerrolle verschiedene Namen. Im niederösterreichischen Flachlande heißt er durchweg „Heiratsmann“, in dem an Oberösterreich grenzenden Theile des B. O. B. B. „Leutbitter“, im Ötztalgebiete „Kuppler“ oder, besonders im Obbsthal, „Bittlmann“ (gesprochen „Bidlmann“), am Wechsel „Bittmann“. Im letztgenannten Gebiete wird auch der Braut ein besonderer Vertrauensmann beigegeben, welcher den Namen „Spruchmann“ führt. Manche Gemeinde hat ihren „ständigen“ Heiratsmann, der die „Freundschaft“ (die Verwandten) der einzelnen Familien selbst bis zu den entfernteren Graden genau kennt und gar nicht zu fragen braucht, wen er ordnungsgemäß einzuladen habe. Er ist auch hier und da zugleich einer der „Beistände“ oder „Zeugen“ der Brautleute. Im Ötztalgebiete geht er öfter allein für den zukünftigen Ehemann „bitt'ln“, in der Regel aber ist er dessen Begleiter. Beide machen im Elternhause des zur Braut ausersehenen Mädchens einen Besuch (am Wechsel „Bitt'l-W'fuch“ genannt), zuweilen unter dem Vorwande, ein Stück Vieh zu kaufen, meist aber, um ohneweiters um das Mädchen „anzuhalten“. Sie werden dabei gut bewirthe't und bestimmen im günstigen Falle mit den Eltern der Braut sogleich den Tag für das „G'wißmachen“ oder „Versprechen“. An diesem kommt der Bräutigam mit seinen Eltern in das Haus der Braut und es wird daselbst Alles, was liegt und steht, genau gemustert, im Stalle jedes „Stückl“ Vieh besonders geprüft, der etwaige „Schuldenstand“ besprochen und schließlich über die Mitgift und sonstigen Heiratsbedingungen „verhandelt“, wobei der Bauer oft als ein recht „trockener Bruder“ sich zeigt, der nicht „Haare lassen will“ und wegen ein paar „Zehnernoten“ oder eines „Schnittlings“ (Öchsleins) und dergleichen sich gewaltig „spreizt“.

Ist die Hochzeit „g'wiß“ gemacht, so bestimmt man vor Allem den „Ehrentag“ (so heißt der Hochzeitstag), welcher in der Regel ein Dienstag ist, ferner das Haus, in welchem die Hochzeit gehalten werden soll (Elternhaus des Bräutigams oder der Braut oder aber ein Wirthshaus), die Zahl der Gäste und dergleichen mehr. Zum Schlusse folgt eine

Mahlzeit, bei welcher es meist schon recht fröhlich „hergeht“, auch wenn beide Parteien zuvor „sich ein wenig hart geredet“ haben.

Der Bräutigam gibt der Braut — meist heimlich — ein „Drangeld“, und zwar einen „Zwieguldner“ oder auch einen Dukaten, zuweilen stellt er ihr ein schönes Kalb in den Stall, welches dann am Hochzeitstage bekränzt wird. (Spuren des altdeutschen Brautkaufes.)

Im Marchfelde sandte er früher der Erforenen ein Schnupftuch oder einen Schuh. Schickt die Braut die Angabe zurück, so „hat sie 's g'reut“, das heißt sie ist anderen Sinnes geworden und aus der Hochzeit „wird nichts“. Im anderen Falle werden die Tage bestimmt, an welchen das Brautpaar „vor's G'richt geht“, um die Heirat „aufsetzen“, „schreiben“ zu lassen, und zum Pfarrer, um die Heirat anzuzagen und das Aufgebot (das „Verkünden“, „Auskünden“, „Vermelden“) anzuberaumen. Nun wird das Brautpaar ordnungsgemäß an drei Sonntagen nach der Predigt „von der Kanzel herabgeworfen“ (landläufige Umschreibung für den Begriff Aufgebot), wovon es nicht Zeuge sein will, weßhalb es später in die Kirche kommt oder in einer anderen Pfarre den Gottesdienst besucht. Vom ersten Aufgebot an trägt der Bräutigam einen großen „Hochzeitsbuschen“ auf dem Hut.

Während der „Auskündzeit“ sollen Bräutigam und Braut möglichst wenig öffentlich zusammen gesehen werden und nicht mit einander tanzen. Will ein anderer Bursche mit der Braut tanzen, so muß er den Bräutigam dazu um Erlaubniß bitten. Da der Bräutigam nun aus dem Verbande der Burschen scheidet, so muß er den Kameraden „einen Austritt zahlen“, was in der Spende von Wein oder Bier und Brod besteht.

Eine wichtige Angelegenheit ist das „Hochzeitladen“. In der Regel ladet der Bräutigam die Gäste aus seiner, die Braut jene aus ihrer Verwandtschaft ein. Öfter aber begleitet sie der Heiratsmann, ja in dem an Oberösterreich grenzenden Gebiete des B. D. W. W. geht der „Leutbitter“ zumeist allein einladen. (Daher sein Name.) Hut und Stoc der Hochzeitlader sind mit Blumensträußchen und Bändchen geschmückt. Ihre Einladungsformel ist in der Regel ein längerer Spruch, welcher noch hier und dort ein echt altehrwürdiges Gepräge zeigt. Am Wechsel z. B. lautet er: „Gelobt sei Jesus Christus! Die Bitt' wird mir der N. (Nachbar, Göd u. s. w.) nit übel aufnehmen. Der Jungherr Bräutigam mit seiner versprochenen Braut läßt 'n Nachbarn ganz freundlich grüß'n und bitt'n, wenn (daß) der Nachbar so gut wär' und gäb' ihnen 's G'leit („Bloat“) zu Wegen, zu Straßen und Gassen hin und her ins heilig Gotteshaus, wo sich der Jungherr Bräutigam geben laßt ein ehelich's Weib, deßgleichen d'Jungfrau Braut ein' ehelichen Mann. Sie lassen sich verbinden mit Stola und Band — durch die geweihte Priesterhand, daß es Niemand mehr auflösen kann als Gott der Allmächtige. Dann lassen's 'n Nachbarn ganz

treuherzig bitt'n, wann's (D's, Ihr) ihnen mit etlich Vaterunser und Ave Maria beisteh'n möchtetz. Wann das Alles vollend't wär', so ließeten s' wieder bitt'n, wenn der Nachbar so gut wär' und gäb' ihnen 's G'leit zu Wegen, Straßen und Gassen hin und her in's Hochzeitshaus. Dort woll'n s'anstell'n eine kleine Mahlzeit, Kraut, Fleisch, Wein und Brod, Alles, was Gott der Allmächtige erschaffen hat. Zugleich hab'n 's d' Spielleut b'stellt — sie sind nit die bessern, nit die schlechtern — die werd'n dem Herrn Nachbarn nach seinem Belieb'n eins, zwei oder drei Tanzl aufmusicirn.



Der Hochzeitbitter.

„Wenn uns das Alles der Nachbar gewährt,  
So bleibt er geliebt und geehrt.  
Ich kann als guter Bot' mich g'freu'n,  
Daß ihm dieser Gang mag z'G'fall'n sein.“

Im Gölzenthale (B. D. W. W.) schließt der Hochzeitlader mit den Worten: „Sagts nur g'schwind ja, — Weg'n dem san ma da.“

Dort, wo die Hochzeit im Wirthshause abgehalten wird, müssen gewöhnlich die Gäste den Betrag für das Mahl, wie er beim „Andingen“ festgestellt wurde, aus Eigenem entrichten, nur für die allernächsten Verwandten oder den einen und anderen hervorragenden Ehrengast zahlt der Bräutigam. Darum sagen in diesem Falle nicht leicht ganze Familien das „Beimohnen“ zu, sondern es geht meist nur „Eins“ auf die Hochzeit, wenn nicht die nahe Verwandtschaft es anders fordert. Geladen werden vor Allen die Nachbarn, die Tauf- und Firmipathen und die nächsten „Freunde“ (Blutsverwandte); bei „größeren“ Hochzeiten werden die

Grenzen weiter gesteckt und kann man zuweilen auf der Bauernhochzeit sogar einen „herrischen“ Gast erblicken. Eine ganz merkwürdige Sitte findet sich im Wechselgebiete; da wird feierlich auch die Braut zur Hochzeit geladen, und zwar in einer gar seltsamen Form. Bräutigam und Brautführer begeben sich nämlich um zwei, längstens drei Uhr früh in vollem Staate in das Haus der Braut, welche sich ja nicht im Schlafe überraschen, aber auch nicht augenblicklich finden lassen darf. Im ersten Falle würde sie keine sorgsame Hauswirthin zu werden versprechen, im zweiten „mannsüchtig“ erscheinen. Sie versteckt sich also und je länger die „Lader“ sie suchen müssen, desto ehrenvoller ist es für dieselbe.

Nebst dem Heiratsmann und den schon erwähnten Beiständen oder Zeugen muß das Brautpaar im Vereine mit den Eltern auch nach anderen Personen sich umsehen, welche bei der Hochzeit ein Ehrenamt zu verwalten haben; es sind dies der Brautführer und die Kranzjungfrau, im B. D. W. W. auch „Zubräut'ger“ und „Zubraut“ geheißen. Am Wechsel und in einigen Gegenden des Ötizergebietes erbittet man zwei verheiratete Leute als Brautführer und „Brautmutter“ oder „Brautweib“, daneben mehrere „Junggefallen“ und „Kranzjungfrauen“, was überall auch dort der Fall ist, wo ledige Firmpathen gewählt werden. Die „Brautmutter“ am Wechsel muß sich unter anderem mit einem ausgiebigen Vorrathe von kleinen („ußgroßen“) „Krapferln“ versehen, welche sie nach der Copulation unter die Schuljugend vertheilt.

Am Sonntag vor der Hochzeit (seltener acht Tage früher) findet im Hause der Braut das „Kranzl-“ oder „Buschenbinden“ statt. Dazu versammeln sich Verwandte und Bekannte, namentlich die schon bestimmten Kranzjungfrauen, welche aus künstlichen Blumen und Rosmarin „Kranzl“ und „Buschen“ (Sträuße) für die Hochzeitsgäste machen und mit farbigen Bändern und Maschen aufputzen. Nach dem Mahle wird gewöhnlich getanzt. Am Reß wird der Brautkranz versteigert; der Meistbietende ist selbstverständlich der Bräutigam, welchem man bei dieser Gelegenheit unter allerlei Späßen ein Reißigfränzchen auf das Haupt setzt. Im Ötizergebiete hält man im Hause des Bräutigams sowohl als auch in dem der Braut am Abend vor der Hochzeit mit getheilter Musikbande den sogenannten „Bortanz“. Die Gäste werden dabei auch mit Krapfen bewirthet.

Die Hochzeiten werden in Niederösterreich meistens im Hause der Braut oder des Bräutigams gehalten, nur im B. D. W. W., besonders im Gebirge, gewöhnlich im Wirthshause. Hier sind überhaupt die Hochzeitsbräuche weitaus am einfachsten. Der Bräutigam bewirthet am Hochzeitstage seine, die Braut ihre Gäste, beide im Elternhause, mit einem Frühstück, welches im Ötizergebiete und in dem daran stoßenden Flachlande einer kleinen Mahlzeit gleichkommt und wobei besonders Rindfleisch mit Kren nicht fehlen darf. Im Wirthshause treffen beide Hochzeitszüge, von Musikanten begleitet, zusammen und hier theilt die Zubraut die Hochzeitssträuße und Kränzlein aus. Eine „gefallene“ Braut darf keinen Kranz tragen; sie ersetzt ihn durch eine künstliche Frisur oder begnügt sich wohl auch mit einem schwarzen seidenen Kopftuch. In der Gegend von Zwettl (B. D. M. B.) darf eine solche Braut zwar ein Kränzlein tragen, aber ohne Rosmarin. Sind alle Vorbereitungen beendigt, so ordnet sich der Zug und tritt mit der ganzen Musikbande an der Spitze den Weg zur Kirche an. Beim Auszuge besprengt der Wirth die Brautleute mit Weihwasser und spricht dabei: „I wünsch' eng Glück und gehts in Gottes Nam'!“ Die Brautleute reichen sich die Hände und sprechen: „Wag'n ma's in Gottes Nam'!“ (Ybbsthal.)

In anderen Gebieten Niederösterreichs ist es Sitte, daß der Bräutigam mit seinen Gästen die Braut in deren Elternhause zum Kirchgange abholt. Doch da gibt es erst allerlei Hindernisse und Schwierigkeiten zu besiegen. Am Wechsel z. B. findet der Bräutigam bei seiner Ankunft das Haus der Braut versperrt. Er muß sie sich vom „Spruchmann“ erkaufen, indem er Geld, darunter auch unbrauchbare alte Münzen, über das verschlossene Thor wirft; dabei wird oft lange in komischer Weise unterhandelt. Im B. D. M. B. muß an einigen Orten der Brautführer den Eingang in das versperrte Haus suchen. Ist ihm das gelungen und hat er die „versteckte“ Braut gefunden, so empfängt er von ihr eine mit einem rothen Bande verzierte Flasche Wein und ein Trinkglas, womit er unter der Hausthüre erscheint, um dem Bräutigam und seinen Gästen das Zeichen zu geben, daß er die Gesuchte gefunden habe. (Hirschbach.) Auch der Slave im Marchfelde muß die „versteckte“ Braut suchen und früher tanzte er auch wohl mit der gefundenen durchs Dorf. Am Steinfeld (B. U. W. W.) weist der Bräutigam behufs Einlasses einen komischen Heimatschein vor. Ist er nun ins Haus eingetreten, so begrüßt ihn noch nicht sofort die Braut, sondern jetzt spielt erst die „falsche Braut“ ihre Rolle. Es tritt zuerst eine ältere, öfter auch maskirte Frauensperson vor, welche höflich darüber entrüstet ist, daß sie nicht die „rechte“ Braut wäre. Sie wirft dem Bräutigam unter Heulen und Verwünschungen das „Drangeld“ zurück, das heißt sie streut ihm in Papier eingewickelte Glascherben oder altes Eisen vor die Füße und verlangt Entschädigung, die in einigen kleinen Münzen besteht; dann stellt sich die eine und andere Kranzjungfrau vor, endlich die richtige Braut. Die „falsche Braut“ kennt man auch vielerorts in den beiden nördlichen Vierteln, hingegen fast gar nicht im B. D. W. W. Um Christophen am Wienerwalde spendet nach der Begrüßung die Braut dem Bräutigam und dem Brautführer je ein rothes Sacktüchlein. Ist das gemeinsame Frühstück (Kaffee und Wein) vorüber und Alles vorbereitet, so folgt zum Schlusse noch eine erhebende Scene. Die Braut verabschiedet sich von Vater und Mutter, dankt ihnen für alle von Kindheit an ihr erwiesenen Wohlthaten, bittet für begangene Fehler um Verzeihung und empfängt kniend den Elternsegen. Nun ordnet der Brautführer den Hochzeitszug. Am Wechsel spricht er dabei die Worte:

„Wir sind jetzt alle beisammen,  
Drum geh'n wir zur Kirche in Gottes Namen.

Geh'n wir aber in Ordnung und Reih',  
Daß der Herr Jesus unser Begleiter sei.“

Beim Kirchgange schießen die Dorfburschen, und je beliebter das Brautpaar ist, desto mehr Pulver wird verknallt. Auch Hochzeitsgäste selbst schießen während des Zuges (der Brautführer trug ja früher häufig eine Flinte) und jauchzen und jodeln bis zur Kirche hin. Die Musikanten aber werden nicht müde, ein Stück nach dem andern aufzuspielen. Doch nicht so ganz unbehelligt gelangt man ans Ziel. Der Hochzeitszug wird plötzlich aufgehalten durch eine über die Straße gespannte Schnur oder Kette. Man nennt dies das

„Fürziehen“. Der Bräutigam muß nun die Braut auslösen, „Schmurgeld“ zahlen; gibt er zu wenig, so wird spottweise sofort mit einem Strohbände „fürgezogen“. Ist die Braut beliebt, so wird ihr stürmisch gratulirt, Wein und Backwerk gereicht und öfter ein schönes Bild verehrt. Für diese „Ehrung“ gibt sie eine besondere Spende, fünf bis zehn Gulden, die Begleitung je einen Gulden (Fegelsdorf, B. U. M. B.). Dieses „Fürziehen“ (Vorziehen, im Leithagebiete der „Fürzug“) ist in allen Theilen Niederösterreichs üblich oder bekannt, nur nicht in den oberen Gegenden des B. O. B. B. Noch muß bemerkt werden, daß der Brauch des Fürziehens öfter auf dem Rückzuge von der Kirche als auf dem Wege dahin geübt wird. Vor dem Altare legt die Zubraut oder erste Kranzjungfrau dem Bräutigam ein Rosmarinkränzchen auf das Haupt, welches dieser nach der Copulation so rasch als möglich herabnimmt und kurzweg in der Rocktasche verschwinden läßt. Erwischt es die Braut, so herrscht sie in der Ehe („hat die Hofe an“). Diese Sitte ist weit bekannt und war früher fast allgemein üblich. Die Beglückwünschung der Brautleute seitens der Gäste geschieht an vielen Orten an den Stufen des Altares. In Dorfstetten (B. O. M. B.) empfängt die Braut dabei zugleich von jedem Gratulanten eine kleine Geldspende. Im B. O. M. B. findet sich die Sitte, daß sämmtliche Hochzeitsgäste das junge Ehepaar beim Glückwünschen küssen. (In der Horner Gegend um Altenburg, Salapulka.) An einigen anderen Orten (B. U. B. B.) wird die Braut nur von den weiblichen Gästen geküßt. Die Musik spielt indessen einen lustigen Hochzeitsmarsch. Ein uralter, jetzt wohl nur mehr selten vorkommender Brauch ist das Weintrinken, der „Johannistrunk“, vor dem Altare nach der Copulation. Er wird den Neuermählten und Hochzeitsgästen beim Oepfergange gereicht. Die Flasche, welche mit Wein gefüllt in die Kirche mitgebracht wird, ist festlich aufgezputzt. (Um Baden, im Leithagebiete, Marchfelde und auch im Waldviertel.)

Auf dem Rückwege von der Kirche hat der Brautführer im Wechselgebiete zu befürchten, daß ihm die anvertraute Braut „gestohlen“ wird. Vor jenen Häusern, in welchen Verwandte oder Bekannte der Brautleute wohnen, hält der Hochzeitszug und nun folgt ein lebhaftes Grüßen und Glückwünschen, dann Bewirthung mit Wein. Während nun der Brautführer, welcher in der genannten Gegend auch nach der Copulation allein die Braut am Arme führen darf, mit einem Freunde plaudert, ihm die Hand reicht oder das Weinglas an den Mund setzt, „zuckt“ sie ihm ein neckischer Kamerad, führt sie in ein nahes Haus, versteckt sie dort, so daß der unglückliche Ritter sie oft „hart“ suchen und den ihm dabei helfenden Junggesellen ordentlich Wein zahlen muß. Ist der Zug vor dem Hochzeits- hause angelangt, so gibt es ein neues Hinderniß. Es ist nämlich die Hausthüre versperrt. Der Brautführer muß anpochen und die Haushüter (ein paar Bursche, die dann beim Mahle als „Kellner“ beschäftigt sind) höflichst um Einlaß bitten mit der Versicherung, daß lauter ehrliche Leute draußen stünden, und dem Versprechen, für

Gewährung der Bitte eine „Zause“ zu zahlen. Endlich öffnen die Hüter, treten heraus und nun reicht der eine den Gästen eine geschmückte volle Weinflasche, der andere der Braut einen ganzen Laib Brod sammt einem neu geschnitzten hölzernen Messer mit dem artigen Ersuchen, sich sogleich ein Stück abschneiden zu wollen. Da gibt es jetzt viel Spaß und Neckereien, wenn die Braut in Verlegenheit ist; aber gewöhnlich hat sie sich schon vorgeesehen, zieht ein Taschenmesser heraus und schneidet vom Brodlaib das „Scherzl“ ab, welches sie zu Hause gut aufhebt, „auf daß sie im Ehestande nie



Ein Hochzeitszug (das Fürziehen).

Mangel leide“. Das Holzmesser schleudert sie weit von sich, und zwar dem Hause zu, nicht rückwärts, weil sie das Glück ihrem Hause zuwerfen soll. Leben die beiden Eheleute gut, das heißt verträglich, so wird das Scherzl nie schimmelig; ist dasselbe „glatt“ abgeschnitten so ist dies ein Zeichen, daß die Braut beim Altare „treu und wahr“ gesprochen hat. Nun kostet auch sie von dem credenztzen Weine und läßt den „Ehrentrunke“ die Runde machen. Da singt etwa der Brautführer, ehe er das Gläschen an den Mund setzt:

„A guat's Glasl Wein,  
Das muaß austrunk'n sein;

Und der Braut ihr Wohlsein,  
Das muaß aa dabei sein“.

Während nun auch das „Ehrenbrod“ herumgereicht wird, tritt die Braut in das Haus und ihr allererfter Gang führt in die Küche, wo sie das „Kraut salzen“ muß.

Die Köchin hält indessen schon einen Teller mit einem Kochlöffel bereit, worauf sie ein Silberstück empfängt. Oft legt man der Braut beim Eintritt in das Haus einen Besen oder sonst ein Geräth in den Weg. Hebt sie das auf und fegt sie etwa gar den Boden rein, wo man absichtlich Wasser ausgegossen hat, so ist das ein Zeichen, daß sie eine gute Hausfrau sein wird.

Im Flachlande um St. Pölten verzögert den Eintritt ins Hochzeitshaus (meist Wirthshaus) die vor demselben aufgestellte „Breischüssel“. Da müssen sämtliche Hochzeitsgäste, obenan das Brautpaar, den „Breilöffel kaufen“, das heißt drei Löffel voll Brei essen und dafür den „Kellnern“ ein Trinkgeld („Kostgeld“, das ist Geld für das Kosten) geben, welche in schön verzierten Flaschen warmen Wein und um Neulengbach am Wienerwalde auch süßes Backwerk reichen. Statt Brei wird öfter auch Milchreis, Griessturz, gegen das Gebirge hin „Kraut“ (Sauerkraut) aufgesetzt. Der Breilöffel ist mit einem Sträußlein verziert.

Im B. O. W. W., wo die Hochzeiten in der Regel im Wirthshause gehalten werden (doch z. B. im Pielachthal auch im Hause der Braut oder des Bräutigams), findet nach der Rückkehr aus der Kirche sogleich der „Kranztanz“ oder das „Kranzlabtanzen“ statt. Zuerst tanzt der Zubräut'ger, den Hut auf dem Kopfe, mit der Braut ein „G'jähl“; dann geht er auf den Bräutigam zu, nimmt den Hut ab, wünscht Glück und übergibt ihm die Braut. Mit dieser tanzt nun der Bräutigam und tanzen die Götten und Bettern und überhaupt alle männlichen Hochzeitsgäste der Reihe nach. Auch ein „steinalter Tatl“ (Väterchen) muß tanzen, und wenn die Füße halt gar nimmer sich heben wollen, so macht er, den „Nasembrenner“ im Munde, unter den Klängen der Musik mit der Braut zum wenigsten einen Rundgang.

Das Hochzeitsmahl ist überall ein Festmahl ersten Ranges. Der Hochzeitswirth stellt für jeden Gast einen zweiten Teller auf den Tisch. Auf demselben wird das „W'scheideessen“ aufgethürmt, denn „die daheim müssen auch was kriegen“.

Beim Hochzeitsmahl ist's überaus „kurzweilig“ und allerlei Späße, vielfach die Brautleute betreffend, helfen es würzen. Man beehrt sie mit Backwerk, welches Scherzfiguren vorstellt, z. B. Wickelkinder (häufig Zwillinge), Wiegen und dergleichen. Im B. U. W. W. ist nahezu an allen Orten Brauch, sich beim Mahle gegenseitig mit den sogenannten „Hochzeitskügel'n“ (überzuckertem Koriander) zu bombardiren, welche am nächsten Tage die Ortsjugend gar emsig sammelt. Merkwürdig ist die in einigen Gegenden, z. B. um Hohenrupperstdorf (B. U. M. B.) und im Hornerwalde (B. O. M. B.) übliche Sitte, daß der Bräutigam nach dem Kirchgange seinen Hochzeitsrock mit einer weißen Jacke vertauscht, ein Fürtuch umbindet und so die Speisen aufträgt, also die Gäste bedient. In der Gegend von Payerbach (B. U. W. W.) wird das Hochzeitsmahl zuweilen



durch den Marmruf unterbrochen: „Die Braut ist gestohlen!“ Einer der Gäste hat sie nämlich heimlich in ein Nachbarhaus entführt und nun muß der Brautführer mit einigen Kameraden sich aufmachen, die Vermißte zu suchen. Der Spaß kostet ihm manche „Maß“ Wein.

Gegen Ende des Mahles wird „geweiset“ oder „geweisert“, das heißt die Musikanten, die Köchin und der Wirth (letzterer, wenn die Hochzeit im Gasthause gehalten wird) kommen in den Speisesaal und heben die üblichen Geldspenden von den Gästen ein. Dabei gibt es viel „Suz“ und „Hex“ und werden „Gstanz'ln“ gesungen. Der Wirth allerdings macht seinen Rundgang in einfach geschäftsmäßiger Weise, indem er von Gast zu Gast gehend das „Tafelgeld“ einsammelt, das ist den für das Besteck bedungenen Preis, welcher bei gewöhnlichen Hochzeiten ungefähr vier Gulden beträgt. An Stelle des Wirthes „weist“ öfter auch eine von ihm damit betraute Person. Auf besonders lustige Art geschieht das Weisern seitens der Köchin. Man verspürt erst im Saale einen Brandgeruch und fragt nach der Ursache desselben. Da kommt der Heiratsmann oder der Brautführer mit einem halbverkohlten „Küchenfegen“ (Lappen) zur Thüre herein und mit ihrem Patrone meist zugleich auch die Köchin; oft hält diese selbst in der einen Hand den rauchenden Fegen, in der andern einen Schöpflöffel zum „Löschen des Brandes“. Da wird nun gejammert, daß der Unglücklichen die Schürze oder der „Kittel“ in der Küche verbrannt sei und sie nun das Geld nicht habe, den Schaden zu ersetzen. Zuweilen verlangt der Heiratsmann von den Gästen eine lächerlich hohe Summe; doch die letzteren „handeln“ und schließlich gibt jeder nur das übliche Scherflein. In der Umgebung des Schneeberges tritt statt der Köchin gewöhnlich ein mit glimmendem Berg behängter Mann auf. Im Erbsthale geht die Köchin hier und dort schon acht Tage vor der Hochzeit in die Häuser „weisen“.

Noch lustiger geht es zu, wenn die Musikanten um ihr „Weisern“ kommen. Im Hornerwalde (W. D. M. B.) hält der Heiratsmann zu ihren Gunsten eine Anekdote an die Gäste, worin er ihnen begreiflich macht, daß die „Spielleute“ bei solcher „Strapazierung“ ihrer Instrumente Geld für „neue Saiten“ brauchen. Ein Musikant tritt vor und reicht Wein, öfter auch Glühwein, um die Gäste „splendid“ zu stimmen. Allein der Wein wird „verschimpft“, auch die „elende“ Musik, und nur Kreuze fallen auf die Sammeltaffe. Doch bald „bessern“ sich die Gäste, zumal sie auch einen auf eine Gabel gespießten Gulden als Wahrzeichen erblicken. Zu Puchberg am Schneeberg geht ein Musikant als Doctor herum und preißt seinen „heilkräftigen“ Wein an — gegen gute Bezahlung. Am Wechsel erzählt ein Musikant, oft maskirt, der Braut unter allgemeinem Gelächter die „Spielmanns-Lug“ oder eine „gedruckte“, das ist handgreifliche Lüge. Dafür empfängt er ein Trinkgeld, aber in viele, viele kleine Lappen eingewickelt, welche mit unzähligen Fäden

zusammengebunden sind. Die Gäste singen meistens, ehe sie die Spende reichen, je ein „Gstanz'l“, dessen Arie die Musikbande sofort nachspielen muß. Da singt etwa Einer:

„D's Spielleut, ös Lumpen,  
Habts koaner koan Geld,

A Stab'n voller Kinder,  
Koan Fehjung, koan Feld“.

Oder:

„Mein' Hof'n, die grean',  
Die ist z'riff'n bei'n Knean (Knien),

Is ma's Geld außa g'fall'n —  
I kann d'Spielleut' nit zahl'n.“

Nach dem „Weisern“ wird „G'sundheit trinken“ auf das Brautpaar, die Ehrengäste, die Beistände, Junggesellen, Kranzjungfrauen, Göttenleute, die Nachbarschaft „alt und neu“ u. s. w., zuletzt auf alle Gäste. Nach jeder „G'sundheit“ folgt ein Tusch.

Nachdem man alle Gäste hat „leben“ lassen, kommt die feierliche Scene des „Brautaufrufens“ (gesprochen „Brautaufrufens“), das heißt die Braut wird zum „Ehrentanz“ begehrt.

Der Heiratsmann oder Brautführer tritt, zuweilen auch maskirt, vor die Gäste hin und hält eine meist längere Ansprache, welche für einzelne Gegenden seit vielen, vielen Jahren dieselbe geblieben ist. Als Hauptgedanke kehrt überall wieder, daß er, der Sprecher, die Braut heute habe

„Geziert und geführt  
Über Eck und Gasse,  
Zu Weg und Strafe,

Zu Wasser und zu Land,  
Bis an des Priesters Hand“,

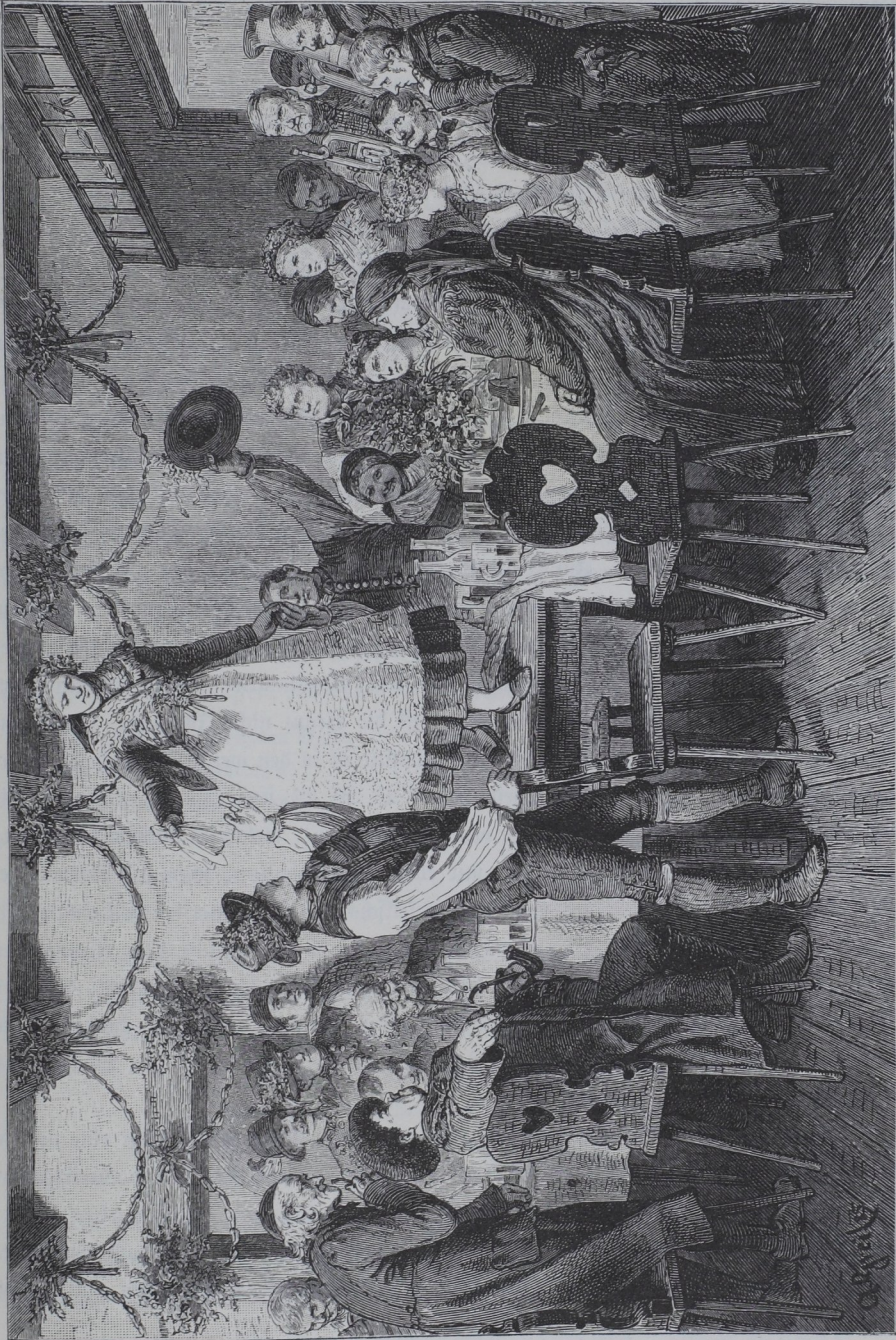
wo sie dann empfangen: „Den priesterlichen Segen, — An dem ist Alles gelegen“.

Nachdem der Redner noch hervorgehoben hat, daß er die Braut von der Kirche weiter geleitet und schließlich hierher ins Hochzeitshaus gebracht habe, redet er sie z. B. am Wechsel folgendermaßen an:

„Der Jungfrau Braut im Rosengarten  
Bin i schuldi' aufzuwarten;  
I wart' ihr auf mit an Glasl Wein,  
Der g'wachs'n ist zu Köln am Rhein;  
Ist er nit g'wachs'n zu Köln am Rhein,  
Ist er doch g'wachs'n zwischen Sonn- und  
Mondenschein.  
Dös soll der Jungfrau Braut mit ihrem  
liab'n Jungheirn Bräutigam  
Zur G'sundheit sein. Vivat!“ (Tusch.)

„I bitt' die Jungfrau Braut, geziert mit ihrem  
Myrthenkranz,  
Mit mir zu machen einen christlichen Ehrentanz:  
Einen, zwei oder drei,  
Was ihr guter Wille sei.  
Den ersten bitt' i mir aus, der zweit g'hört  
Dem Jungheirn Bräutigam, der dritt' g'hört  
Dem Bittmann, der viert' dem Spruchmann;“

die übrigen Tänze g'hören für d'Jungg'sell'n und d'Jungfrau'n, allen geladenen Hochzeitsgästen, „Groß und kloan, krump und grad', — Was mir tanz'n und springa mag“.



Das Hochzeitsmahl.

Nun tritt der Redner zum Tische vor die Braut hin und spricht:

„Ist die Braut g'sund und frisch,  
So kommt sie über den Tisch;  
Ist sie frisch und wohlgemuth,  
So springt sie über meinen schwarzbraunen  
Federhut;  
Ist sie aber matt und krank,\*  
So kommt sie nach der Bank.

Geb' sie aber Acht,  
Daß sie koan' schlechten Tritt nit macht,  
Sonst wird die ehrsam' Jungfrau Braut gestraft  
Um an Eimer Landwein,  
Um an Eimer Brantwein,  
Um a Bäckerkreinz'n\*\* voll Kipfl,  
Da kriagt Jeder a Zipfl.“

Ähnliche Strafe droht, wenn die Braut „mit'm linken Fuß für den rechten tritt“. Um dem vorzubeugen, hat der Redner vier Wächter aufgestellt: „Dan' z'Wean, oan' z'Graz, oan' z'Fürstenfeld — Und den vierten gar mitten in der Welt“.

Nun muß die Braut auf den Tisch steigen und mitten zwischen Schüsseln, Teller, Flaschen und Trinkgläser hindurch auf den Heiratsmann oder Brautführer zugehen, ohne jedoch dabei ein Gefäß umzustößen, denn dies würde einen Schatten auf ihren Jungfrauenkranz werfen, auch sonst kein glückliches Vorzeichen für die Ehe sein, besonders hinsichtlich des Kindersegens. Im B. U. W. W. muß sie auch über den „Federhut“ des Brautführers steigen. Da gibt es nun unter den Gästen immer den einen oder anderen, welcher unbemerkt ein volles Trinkglas umstößt, was natürlich unter allgemeinem Gelächter auf die Braut geschoben wird. Am Wechsel sucht die „Brautmutter“ ihrem Schützling auf dem Tische möglichst freie Bahn zu machen. Ist die Braut nicht Jungfrau, so geht sie längs der Bank von ihrem Plaze. Diese Hochzeitsitte ist in den meisten Gegenden Niederösterreichs bekannt, nur im oberen Theile des B. D. W. W. findet sie sich nirgends. Die Brautaufforderung ist die Einleitung zu den „Ehrentänzen“, welche in derselben Ordnung gehalten werden wie im B. D. W. W., nur eben nicht, wie dort, schon am Vormittage. Vor oder auch nach Mitternacht, wenn die Gesellschaft in der heitersten Stimmung ist, treten gewöhnlich maskirte Burische („die Maskerer“) auf, welche dem Brautführer einen „Paß“ vorzeigen müssen, dessen Inhalt viel komisches, tolles Zeug enthält. Wird er für gut befunden, so dürfen die Masken drei Tänze machen, wobei die Hochzeitsgäste Zuschauer sind. Den ihnen gereichten Wein müssen die „Maskerer“ am Wechsel aus Strohhalmen schlürfen.

Meist um zwölf Uhr Nachts oder auch gegen den Morgen hin folgt eine andere Scene, welche von der Braut — wenigstens scheinbar — ernst, von den Hochzeitsgästen aber vielfach als gar lustiger Spaß aufgefaßt wird, nämlich das „Kranzlabtanzen“. Im B. D. W. W. kennt man fast überall den Namen dafür, nicht aber auch die Sache. Man „tanzt“ dort Vormittags das „Kranz ab“, welches die Braut indeß den ganzen Tag

\* Das ist nicht Jungfrau. — \*\* Buckelforb.

über auf dem Haupte trägt; auch sind dort die Kranztänze zugleich die „Ehrentänze“. Anders verhält es sich dagegen in den übrigen Gebieten Niederösterreichs. Da verschwindet um Mitternacht die Braut plötzlich aus dem Tanzsaale und zieht sich in ein einsames Kämmerlein zurück, aus welchem sie der Brautführer holt, dem der Bräutigam schwere Vorwürfe darüber macht, daß er seine Schutzbefohlene so schlecht bewacht habe. Sobald die „Gefundene“ erscheint, wird sie mit freudiger Musik begrüßt und, nachdem sie mit dem Bräutigam und dem Brautführer noch je einmal herumgetanzt hat, trotz Weinen und Klagen mitten im Tanzsaale auf einen Sessel oder Schemel gesetzt. Der Brautführer nimmt der sich sträubenden den „Jungfraukranz“ vom Haupte, wobei die Gäste ein vielstimmiges Kindergeschrei nachahmen, die Musikanten aber eine ohrenzerreißende Katzenmusik produciren. (Im Leithagebiete.) An manchen Orten (z. B. um Reg, B. U. M. B.) wird eine Trauermusik gespielt. An Stelle des Kranzes wird der Braut die „schwarze“, am Steinfelde die „goldene“ Weiberhaube aufgesetzt, worauf sie sich sogleich auf einige Zeit zurückzieht oder aber erst noch einmal mit dem Bräutigam tanzt. Im Marchfelde wurde früher der Braut das „Kranzl“ unsanft aus den Haaren gerissen und ein Glas Wasser über den Rücken oder unter den Sessel gegossen; am Wechsel lockert zuvor die Brautmutter den Kranz, im Leithagebiete nimmt ihn die „Taufgod'n“ ab.

Die hier beschriebene Scene wird gewöhnlich auch mit „Gstanz'ln“ begleitet, welche zuweilen einen gar ernsten, rührenden Ton anschlagen, z. B.:

„O mein' liebe Jungfrau Braut,  
Es darf di nit verdriaß'n;  
Dein wunderschön's Kranzerl  
Hat hiazt aba müaß'n.“

„Die Braut und der Bräutigam —  
Die Nam' san vorbei;

Du, Bräutigam, bist Mann,  
Und sie ist dein Wei'.“

„Aus ist der Jungfrau'nstand,  
G'schloff'n ist das Eheband;  
Fangts an in Gottes Nam'  
Und halt's schön z'jamm.“

Am Wechsel führt die Brautmutter die Braut, nachdem sie derselben die „Guglhaub'n“ aufgesetzt hat, dem Bräutigam als sein „Weib“ zu und übergibt ihm zugleich den abgenommenen Kranz, wobei sie mahnend die Worte spricht:

„I übergib' da dein Wei', halt's freundli' in Ehr'n,  
Seids friedli' und ehrl', daß's glückli' mögts wer'n.  
Führts beid' mitanander a christliches Leb'n,  
Es kann für eng Zwoa ja ni; Bessers nit geb'n.“

Im genannten Gebiete treten erst nach dem „Kranzlabtanzen“ die „Maskerer“ und die „Moasenschützen“\* auf. Die Letzteren sind Schmarozer, welche bei keiner Hochzeit fehlen und verschiedene Namen führen. Im B. D. M. B. heißen sie gewöhnlich „Maurer“,

\* Der Ausdruck „die Mais“ bedeutet in der älteren Sprache ein Gestell zum Tragen auf dem Rücken.

im V. U. M. B. (um Neß) „Stückelpasser“ (welche auf gute Bissen von der Mahlzeit warten), im V. D. W. B. „Nachgeher“ (weil sie erst später nachkommen), „Bucklfräßer“, (weil sie hinter den Gästen stehen und für diese, wenn sie nicht mehr essen können, „einsteigen“, sich „einsetzen“), oder „Mfanzer“\* (nur an wenigen Orten an der oberösterreichischen Grenze). Wo die Wirthshaushochzeiten üblich sind, wird beim „Andingen“ des Mahles auf die Schmarozer vielfach Rücksicht genommen. Im V. D. W. B. beginnt schon nach beendigtem Mahle am Abend der Freitanz, das heißt es kommen allerlei ungeladene Gäste, welche bloß tanzen wollen und „schandenhalber“ auch etwas Weniges „zehren“. Sie bekommen noch Hochzeitssträußchen von der Kranzjungfrau, aber nicht auch die Mädchen, welche sie mitbringen. Es finden sich oft ganze Kameradschaften ein, darunter auch solche, welche bei dieser Gelegenheit einen alten Handel „auszurufen“ sich vorgenommen haben und dieses Vorhaben gewöhnlich auch ausführen.

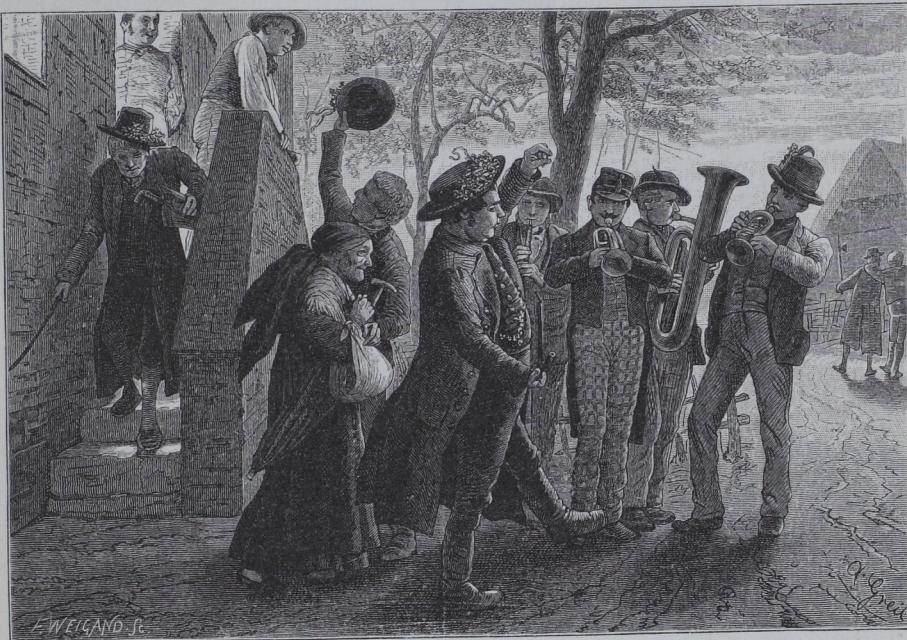
Was die Tänze unseres Landvolkes überhaupt betrifft, so sind Ländler und Polka als die gewöhnlichsten, beliebtesten zu bezeichnen. Man tanzt aber wohl auch schon, besonders auf dem Flachlande, Walzer, Galopp und Mazurka, in bürgerlichen Kreisen auch Quadrille. Man ahmt hierin eben dem Städter nach. An die Stelle des „Sechschrittes“ oder „Deutschen“ scheint mehr und mehr der Walzer zu treten.

Ist die Hochzeit mit allen ihren Freuden und Lustbarkeiten zu Ende, so werden die Gäste „fort-“ oder „heimgeblasen“; die Musikanten begleiten die Abziehenden ein Stück Weges und bei geringen Entfernungen auch ganz nach Hause, wofür sie gutes Trinkgeld bekommen. Bei Gelegenheit des „Heimblasens“ werden auf das junge Paar natürlich wieder „Gstanz'ln“ gesungen.

Die Braut zieht hier und da nicht sogleich in ihr neues Heim, sondern bleibt eine, auch zwei und drei Wochen noch bei den Eltern und läßt sich vom Bräutigam holen. (V. U. W. B., z. B. im Leithagebiete und am Steinfeld.) Auch bei dieser Gelegenheit wird, besonders wenn die Braut in die Fremde heiratet, von ledigen Burschen mit einem Bande „fürgezogen“ und muß ein „Schnurgeld“ erlegt werden. Betritt die junge Frau ihre künftige Behausung, so muß sie die Schwiegereltern um Aufnahme bitten. Um Weikersdorf (V. U. W. B.) thut sie das auf der Hausthürschwelle kniend. Hierauf wird sie förmlich, ja gewissermaßen feierlich in die Küche zum Herd und von da in die Stube geführt. Diese sinnvolle, die Bestimmung des Weibes als Hausfrau charakterisirende Ceremonie ist besonders am Wechsel noch gang und gäbe. Ebenso ist hier auch ein anderer interessanter Brauch üblich. Am zweiten Tage nach der Hochzeit nämlich führen die Junggesellen auf einem Halbwagen oder Heuschlitten ein kurzes dickes Holzblock der jungen Frau als „Wiegenholz“ ins Haus und lassen sich dafür bewirthen. (Kranichberg.)

\* Das Wort kommt aus dem Italienischen all' avanzo, zum Vortheil; hier bedeutet „Mfanzer“ so viel als Näherer.

Die Aussteuer oder Haussteuer, welche die Braut von den Eltern mitbringt, besteht außer der Mitgift in Geld zumeist in Einrichtungsstücken, z. B. Truhe, Häng- oder Schubladkästen, einem oder zwei Betten (früher „Himmelbett“), Tisch und Sesseln, Alles aus gutem harten „Naturholz“. Außerdem wird die Braut mit Wäsche und Kleidern „ausstaffirt“ und bekommt für den Haushalt grobe und feine Leinwand, nebst „Garu“, Küchengeräth, Eßzeug und dergleichen, oft auch das ein und andere Stück Nutzvieh, z. B. eine weiße Kuh („Brautkuh“), welche bekränzt „hinter der Wanderfuhr“ folgt. Die



Das Heimblasen.

Hochzeitsgäste, überhaupt die „Freunde“ und nahen Bekannten, auch wenn sie an der Hochzeit nicht theilnehmen, spenden zur Aussteuer Geld oder Naturalgaben, z. B. Butter, Eier, Zucker, Kaffee, Fleisch, Gänse, Hühner, auch Spanferkel (zumeist für die Hochzeitstafel), außerdem kleinere Einrichtungsstücke, namentlich Küchengeräth, Gläser und dergleichen. Zeit und Ort der Übergabe der Aussteuer ist sehr verschieden. Auch Bräutigam und Braut, Brautführer und Kranzjungfrau machen sich gegenseitig Geschenke. Der Bräutigam kauft der Braut die Hochzeitschuhe, sie gibt ihm dafür das „Bräutheind“ (ziemlich allgemein) oder auch ein farbiges seidenes Sacktuch und eine weiße Schürze. (Letzteres z. B. in der Horner Gegend, B. D. M. B.) Der Brautführer hält die Kranzjungfrau beim Hochzeitsmahle „frei“, dafür bekommt er von ihr ein seidenes Halstuch.

Schließlich wäre noch eine Reihe von volkstümlichen Meinungen anzuführen, welche auf Liebe, Hochzeit und Ehe sich beziehen. Hier können indeß nur einige der landläufigsten Platz finden. Wenn Liebende im Frühjahr die wiederkehrenden Schwalben zum ersten Male nicht einzeln, sondern paarweise fliegen sehen, so heiraten sie noch in diesem Jahre. Wenn einem Mädchen das „Fürtuch“ (die Schürze) hinabfällt, weil die Bänder sich gelöst haben, so wird ihr der „Schatz“ untreu werden. Zerbricht eine ledige Person einen Spiegel, so muß sie mit dem Heiraten noch sieben Jahre lang warten. Liebende sollen sich keine schneidenden Instrumente (Messer, Scheere) schenken, denn dadurch wird das Liebesband entzwei geschnitten; auch Ringe, geweihte Gegenstände (Krotenkränze, Gebetbücher und dergleichen) sind bedenkliche Geschenke. Am Hochzeitstage gelten als vorbedeutend: das Wetter, ein des Weges kommender Leichenzug, das Flackern eines Lichtes auf dem Altare, die Unachtsamkeit der Braut, wenn sie sich mit Wein beschüttet (ihr Gatte wird ein Trinker werden), das erste „Ja“, wenn der Mann es spricht (denn dann wird das Weib in der Ehe herrschen) und anderes mehr. Ein Sprichwort sagt: „Weinende Braut, lachende Frau“ und umgekehrt. Zu Gmünd im B. D. M. B. war es früher Sitte, im Elternhause der Braut vor der Trauung einen Prügel im geheizten Backofen zu verbrennen, damit die Frau in der Ehe vom Manne keine Schläge bekomme. Am Wechsel setzen die Hochzeitsgäste den Rosmarinzweig im Garten in die Erde; grünt er, so werden die Neuvermählten glücklich sein.

Wir gehen nun zu den Todtenbräuchen des niederösterreichischen Volkes über. Ist ein Hausgenosse gestorben, so drückt man ihm die Augen zu, und damit sie geschlossen bleiben, legt man nasse Lappchen oder schwere Kupfermünzen darauf, welche nach dem Gebrauche versenkt werden. Oft auch wird das Kinn mit einem Tuche „aufgebunden“, damit der Mund nicht offen stehe. Gewöhnlich öffnet man sogleich nach eingetretenem Tode die Fenster des Sterbezimmers, damit, wie man hier und dort kindlich meint, die Seele „ausfahren“ könne; auch werden die Uhren im Zimmer zum Stehen gebracht, denn um den Todten muß Stille herrschen und sollen die stehenden Zeiger ein Bild der abgelaufenen Lebensuhr sein. In bürgerlichen Familien verhängt man sofort den Spiegel, weil er sonst erblinden würde. Der Todte wird, nachdem man ihn drei Stunden im Bette hat liegen lassen, gewaschen und mit sauberen Kleidern, an manchen Orten sogar mit dem Hochzeitsgewande angethan. Dieses Geschäft besorgen zuweilen bestimmte Personen, wofür sie das Betttuch des Verstorbenen und einige von seinen Kleidungsstücken (von einem Manne z. B. Hemd, Hose und Rock) bekommen. Das Betttuch wird auf dem nächsten Felde oder auf offenem Wege verbrannt. Dabei knien die Hausleute und Nachbarn um das Feuer herum und beten für den Dahingeshiedenen. An einigen Orten glaubt man, daß der Rauch die Seele zum Himmel trage. (B. D. W. B., im Gebirge.) Die Leiche wird





Das Urfaufnehmen des Jodien.

auf den „Laden“ gelegt, der auf zwei Holzschragen ruht, oder auf eine Bank ohne Lehne, und zwar bahrt man gewöhnlich den Todten nicht mitten im Zimmer, sondern längs der Wand auf. Ihm zu Häupten stellt man ein Crucifix, ein Ölicht und ein Gefäß mit Weihwasser sammt einem Ahren- oder Buchsbüschel zum Besprengen des Leichnams. Dieser liegt da mit gefalteten Händen, welche eine „Bet'n“ (ein Rosenkranz) ziert und zugleich zusammenhält, die Brust ist mit Heiligenbildchen bedeckt, welche Erwachsene wie Kinder in frommer Liebe spenden, wenn sie den Todten „anschau'n“ gehen. Die Leichen von Jungfrauen sind gewöhnlich weiß gekleidet, das Haupt ist mit einem Kranze von weißen Rosen, oft aber mit einer hohen Blumenkrone geziert. Der Sterbetag ist ja der Jungfrau „Chrentag“ (Hochzeitstag).

In den Nächten, während welchen der Todte im Hause liegt, findet das „Leichenhüten“ oder „Nachtwachen“ statt. Es wird meist angeichts des Todten abwechselnd gebetet und gesungen. Ist der erste längere Theil der „Andacht“ vorüber, so werden die Gäste mit Most, Branntwein (in Weingegenden mit Wein), Rüssen und Dörrobst nebst Hausbrot bewirthet. Auch harmlose Spiele erlaubt man sich zuweilen. Nach der „Taufe“ wird wieder gebetet und gesungen. Das Wachen dauert meistens bis über Mitternacht hinaus. Am Morgen versammeln sich im Trauerhause die durch den „Leichenbitter“, „Leichen“- oder „Conductanfager“ geladenen „Freunde“, Nachbarn und Göden des Todten. Sie werden mit einem Frühstück bewirthet, welches in manchen Gegenden (z. B. im Ötzergebiete) einer kleinen Mahlzeit gleichkommt. Nach demselben werden fünf Vaterunser für den Verstorbenen gebetet, worauf die Träger den Leichnam im offenen Sarge in das Vorhaus tragen. Nun folgt die fast in ganz Niederösterreich in gleicher Weise übliche, echt volksthümliche und tief ergreifende Ceremonie des „Abbittens“ oder „Urlaubnehmens“ des Todten. Der „Borbeter“ oder aber der „Bauerntischler“ (gewöhnlich ein Zimmermann), welcher den Sarg anfertigt, stellt sich neben denselben hin und hält im Namen des Todten, wenn dieser z. B. der Familienvater ist, folgende Ansprache:

„Gelobt sei Jesus Christus! Hiazt pfiat\* eng Alle Gott bei'nander; muuß eng heunt verlass'n. Bin oft in d' Kirch'n nach N. ganga und wieder hoam kemma, aber heunt kimm i neamer z'ruck. So pfiat di Gott, mein liabs Weib! I dank' da für alle Liab und für all's Guate, was d' ma in unserm Eh'tand erwiesen hast, und für alle Geduld, dößt (die du) mit mir g'hat hast. Verzeih' ma, wann i di kränkt han. Kinder, pfiat eng aa Gott! Thuats der Muader schön folg'n, vergeßt's auf unsern Hergott nit und werds brave Leut'. Nachbarn, Göd'n und Freund'! Thua eng aa tausendmal pfiat'n und bitt' eng um Gottswillen schön, thats ma nit verübeln und verzeiht's ma, wann i eng beleidigt han. Weib,

\* „Pfiaten“ ist entstanden aus „b'hüaten“ d. i. behüten.

Kinder und ös alle meine guat'n, liab'n Freund', thuats auf mi nit ganz vergeß'n, thuats für mi bet'n, bis ma uns im Himmel wieder seh'n."

Nun geht die Gattin hin, besprengt den Todten mit Weihwasser, macht das Kreuz über ihn, berührt seine Hand und spricht: „So pfiat di Gott, mein liaber Mann, bis ma wieder z'samm kemman!“ Dann treten einzeln die Kinder heran und beurlauben sich in ähnlicher Weise, wobei sie sagen: „Pfiat 'n Badern“ und etwa hinzufügen: „Dank' 'm Badern für alles Guate!“ Und ebenso „pfiat'n sich“ auch die Nachbarn und Freunde, und



Leichenbegängniß.

mancher setzt mit brechender Stimme bei: „Han di gern g'hat, Nachbar!“ — Am Wechsel nennt man diese Ceremonie das „Leichab danken“. Statt in der ersten Person spricht der Redner oft auch in der dritten. In manchen Gegenden hält der Vorbeter eine Ansprache erst am Grabe. Am Schlusse des Urlaubnehmens wird im B. D. W. W. ausdrücklich gesagt, daß der Todte „allen Freunden auch etwas hinterlassen hat auf (für) eine „Zehrung“ (Todtenmahl), welche beim N-Wirthe sein wird“. Ist nun der Sarg geschlossen und vernagelt, so nehmen ihn die Träger in Empfang und schwenken ihn über der Thürschwelle, diese leicht berührend, dreimal in Kreuzesform und sprechen dabei jedesmal: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Alle antworten: „In Ewigkeit, Amen.“ Es ist eine viel verbreitete

Meinung, daß der Todte mit den Füßen voran müsse aus dem Hause getragen werden, denn schaut er zurück, so stirbt bald Jemand aus der Hausgenossenschaft „nach“.

Ist das Sterbehaus weit von der Kirche entfernt, so wird der Leichnam auf einem gewöhnlich von Ochsen gezogenen Wagen zur Kirche „geführt“. Der Kutscher darf sich aber nicht „umschauen“, denn damit würde er dem Todten einen Kameraden suchen. Ein Nachbar fährt die Leiche zur Kirche; im Salapulka (B. D. M. B.) graben zwei Nachbarn auch das Grab. In manchen Gegenden, wie im Gölßen- und Jbbsthäl (B. D. W. W.) gilt es als höchst anstößig, einen Todten zu Wagen zur Kirche zu bringen. Man trägt lieber den Sarg auf Stangen weite Strecken Weges. An einigen Orten im B. D. M. B. (z. B. in Dorfstetten) ist es Sitte, daß, wenn ein Bauer stirbt, jeder Nachbar, über dessen „Grund“ der Leichenzug geht, am Feldraine vor die Bahre hintritt und der Vorbeter ihn im Namen des Todten um Verzeihung bittet, falls sie sich etwa nicht gut vertragen und namentlich Grenzstreitigkeiten miteinander gehabt hätten. Die Leiche eines Verheirateten wird von Männern, jene eines Ledigen von Jünglingen, die Mädchenleiche von Mädchen zu Grabe getragen; der letztere Brauch ist nur in den oberen Theilen des B. D. W. W. ganz unbekannt. Hier trägt auch die Kindsleiche, gleichviel ob männlich oder weiblich, ein Bursche oder ein Schulknabe auf den Armen, wobei ihm ein Tragband die Last erleichtert. An vielen Orten wird dem Sarge in einer Laterne das an der Leichenlampe angezündete „Todten-Wachslight“ vorgetragen.

Das Todtenmahl besteht entweder nur aus Brod, mit Salz (auch Rümme) bestreut, und Wein, daher auch „Todtentrunf“ (B. D. M. B.), „Leichentrunf“ (am Wechsel) genannt, oder es kommt einer eigentlichen reichlicheren Mahlzeit gleich und heißt „Todtenzehrung“ oder „Leichenschmaus“. Nach demselben (im Jbbsthäl sogar einmal während desselben) wird für den Verstorbenen gebetet.

Das Landvolk charakterisirt sich in seinen Leichengebräuchen den Städten gegenüber auffällig dadurch, daß es alles Gepränge meidet und dafür möglichst viel der Seele des Dahingeshiedenen zugute kommen läßt. Darum wird z. B. kein Lugins mit Kränzen oder in Ausstattung der Grabmonumente getrieben; das einfache Holzkreuz genügt noch fast überall. Nur mit dem zuvor erwähnten Leichenschmause macht das Volk hier eine Ausnahme. (Man erkennt darin einen Überrest der altheidnischen festlichen Todtengbräuche.) In seinem Schmerze zeigt unser Volk eine oft staunenswerthe Fassung, ja einen wahren Heroismus. Da steht eine Bauernmutter mit einer Schar unmündiger Kinder am Sarge ihres Mannes. Sie weint still, ihre ganze Haltung verräth eine gewisse Seelengröße und Hoheit im Leiden, die ihren Stützpunkt in wahren Gottvertrauen haben. Auffälliges Benehmen in Äußerung des Schmerzes gilt als unschicklich und wird, wenn auch augenblicklich nicht getadelt, doch nachher „beredet“.

Zahlreich sind die Meinungen, welche sich an den Tod, an die armen Seelen, an das Erscheinen von Todten u. s. w. knüpfen. Ein Verwandter oder guter Freund „meldet“ sich nicht selten im Augenblicke des Todes „an“ („Anmeldung“, „Anmahnung“). Da geht z. B. plötzlich die Stubenthür auf und Niemand überschreitet die Schwelle; man hört klopfen („pemperln“, „tammerln“); Gegenstände fallen ohne begreifliche Ursache von der Wand; eine klagende Stimme tönt durch das ganze Haus; man vernimmt in einem



Friedhof.

Gemache deutlich Schritte, und doch ist Niemand zu entdecken; beim Todtengräber wirft es Nachts Bretter und Grabwerkzeuge polternd durcheinander; eine schwarze Gestalt huscht um das Haus und dergleichen mehr. Verstorbenen soll man nicht allzu heftig und lange „nachweinen“. „Geht dem Todten etwas ab“ oder hat er fremdes Gut im Leben nicht zurückgestellt, so hat er nach dem Tode keine Ruhe, er muß „umgehen“. In der Nacht erscheint er einem Verwandten oder guten Freunde und sagt, was ihm fehle, bezeichnet auch den Ort, wo das ungerechte Gut zu finden sei. Betet man für ihn und thut man das Geheißene, so erscheint der Todte zuweilen wiederholt, aber immer „weißer“ und zuletzt flattert die Seele auch wohl als weiße Taube zum Himmel auf, nachdem sie sich für

die Erlösung „bedankt“ hat. Die Nacht gehört den Geistern. Sie gehen besonders vom Aue Maria-Läuten des Abends bis zum nämlichen Glockenzeichen des Morgens herum. In vielen Gegenden meint man, die Geister können Einem nur bis unter die Dachtraufen folgen, wenn sie auf „freier Weit“ draußen sich genagt und etwa unsichtbar auf einen Wagen gesetzt haben. Wenn ein Messer mit der Schneide nach aufwärts liegt, so muß eine arme Seele darauf „reiten“; eine solche leidet auch, wenn man Thüren und „Gatter“ stark zuschlägt. So lange um die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen gestritten wird, kann dieser nicht Ruhe finden. Wenn das Feuer singt, liegt eine arme Seele in der Pein:

man streut etwas Salz in die Flamme oder wirft Brodkrümchen hinein. Verschüttet man beim Weintrinken einige Tropfen, so sagt man: „Das gehört für die armen Seelen.“ Manche andere hieher gehörige Meinungen dürfen als bekannt vorausgesetzt werden.

In der bei jeder Gelegenheit sich kundgebenden Theilnahme an dem Schicksale der dahingeshiedenen Verwandten und Freunde, wie der Mitmenschen überhaupt, prägt sich ein Zug edler, liebevoller Pietät im Leben unseres Volkes aus. Man redet fast niemals von einem Verstorbenen, ohne beizufügen: „Gott tröst' ihn!“ „Gott laß ihn selig ruh'n!“ „Gott hab' ihn selig!“ — Träumt man von einem Todten, so betet man für ihn. Zahllos sind die Gebete und Opfer, welche für die Seelen der Verstorbenen dargebracht werden, und manche fromme, wohlthätige Stiftung, manch altherwürdiges Denkmal dankt auch in unserer Vaterlande seinen Ursprung dem pietätvollen Andenken an theure Verstorbene.

## Volkstracht.

Das eigenthümlichste Volkscoëstum Niederösterreichs, welches sich theilweise bis über die Bierziger-Jahre erhalten hat, müssen wir entschieden im B. U. B. W., im Piesting- und Triesingthale suchen. In diesen Gegenden hat fremder Einfluß am wenigsten eingewirkt.

Der Bauer trug dort schwarzen, haarigen Hut mit Sammtband und Schnalle, darunter eine weiß und roth gestreifte „Schlafhaube“, deren Zipfel hinter dem rechten Ohre herabhing, ein buntes Halsstückel, vorne einfach in einen Knoten geknüpft, ein Leibl aus bunter Seide oder schwarzem Sammt mit zwei Reihen Knöpfe, darüber grüne Hosenträger, welche bei jüngeren Leuten an den Verbindungsstellen mit kleinen Goldinsätzen verziert waren. Die kurze Jacke mit Stehfragen und unten aufgeschlagenen, mit kleinen schwarzen Lederstreifen besetzten Ärmeln war aus dunkelblauem Tuche, ebenso der mit ihr abwechselnde lange Rock, an welchem man später die Hästeln mit Knöpfen vertauschte. Das blaue Fürtuch trug man um die Lenden geschlungen. Die schwarze bocklederne Hose lag eng an, die hohen Stiefel aus weichem Leder mit vielen kleinen Falten, besonders an den Gelenken, wurden gewöhnlich nur bis an das Knie aufgezogen. Ältere Leute trugen auch Schnallenschuhe und Strümpfe. Der schönste und werthvollste Festschmuck der Bäuerin war die sogenannte „reiche Haube“. Dieselbe bestand aus zwei Haupttheilen: dem schirmartigen Vordertheile, welcher aus einem Drahtgestell gebildet und mit gegittertem Goldflechtwerk überzogen war, und einem gewölbten Aufsätze mit Hochstickerei und herabhängenden geflochtenen Schnüren, beide gleichfalls aus Gold.

Weniger wohlhabende Bäuerinnen trugen die „Blendenhaube“, der vorigen gleichgeformt, doch aufgezputzt mit schwarzen Spigen und Flinkerln; höchstens der „Gupf“ bestand aus Goldstickerei, oft auch dieser nicht. Je älter die Tracht, desto weiter ragte der



Chromolithographie von E. Angerer & W. Gschl.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Bauer und Bäuerin aus dem Tyrol.





Schirm an beiden Hauben über das Antlitz vor. Den weiteren Feststaat bildeten ein buntseidenes Halstuch, eine sechs- bis siebenfach um den Hals gewundene Schnur mit den sogenannten „Kropfperlen“ (echten kleinen Perlen), ein brauner oder grüner schillernder Seidenspenzer mit oben sehr bauschigen, nach unten sich verengenden „Schinken-Ärmeln“, schwarze Schürze und Rock, ebenfalls von Seide oder einem anderen werthvollen „schweren“ Stoffe. Die Fußbekleidung bestand aus weißen Strümpfen und ausgeschnittenen Schuhen. Die ganze Tracht machte den Eindruck des Farbigen, Bauschigen.

Den Bauer im Dötschergebiete und in dem daranstoßenden Flachlande charakterisirte bis in die Fünfziger-Jahre die dem Gebirgler überhaupt eigene Vorliebe für die grüne Farbe, welche in dem grünen Hastelrocke mit den ungetheilten Schüssen ihren ganz besonderen Ausdruck fand. Zu diesem Costüm gehörte die eng anliegende Kniehose mit dem Gfbestecke neben dem „Hosensack“, der rothe Brustfleck mit den grünen Hosenträgern darüber und der niedere runde Hut mit sehr breiten Krempe oder der wegen seines großen Kalibers so genannte „Siebenvierteltagwerkhut“\*, welcher von unten bis zur halben Höhe erst ein wenig sich verengte, dann aber breit auseinanderging und mit einer Schnalle oder auch wie der niedere Hut mit Goldquasten und Klunkern verziert war. Die Fußbekleidung bestand aus weißen oder blauen Strümpfen und „pechdrahtenen“ Schuhen. Der um die Mitte getragene, mit Pfauenfedern ausgenähte Ledergürtel war in der Regel schmaler als die bekannte „Kage“ der Händler und Fuhrleute („Schwerführer“).

Die Tracht des Bauern im B. D. und U. M. B. war weniger malerisch. Er trug einen langen dunkeln Rock oder eine Jacke von ähnlichem Stoffe, darunter eine mit eng aneinander gereihten kugelförmigen Metallknöpfen besetzte Weste, Kniehose, weiße oder blaue Strümpfe und Schnallenschuhe, als Kopfbedeckung einen rauhen schwarzen Filzhut. Hierin ist überhaupt der Typus der gewöhnlichen, nicht malerischen Bauertracht zu sehen, wie sie besonders auch im Flachlande des B. D. B. W. üblich war.

Im ganzen Gebiete des Wienerwaldes gehörte noch der rothe „Brustfleck“ mit den grünen oder auch weißen Hosenträgern zum Feststaate, in der Gegend von Buchberg am Schneeberge der hohe, kegelförmige Hut und der aufgerichtete und ausgekerbte „rupfene“ Hemdtragen. Als Fußbekleidung trug der Bauer hier Aufzugstiefel, welche aber auch an anderen Orten begegneten und noch begegnen. — In der weiblichen Bauertracht der verschiedenen Gebiete wiederholt sich der oben vorgeführte Typus des Bauschigen und Schillernden. Die Goldhaube begegnet uns im B. D. B. W. in der spornartig ausgeschweiften Linzerhaube, am und im Wienerwalde trug man die große „Bindl“ oder „Knödlhaube“ aus schwarzem Sammt mit Silberzierat und Gold- oder Silberborden, im

\* Tagwerk bedeutet ein Stück Ackerland, welches mittelst eines Geppannes an einem Tage umgearbeitet werden kann. (Weitläufig ein Joch.) Im B. U. M. B. nannte man diese Hutform in ähnlicher Weise scherzhaft „Dorfviertel“.

B. D. M. B. die rückwärts gerade aufstehende „Brettthaube“, deren Gestell aus Pappe und Draht mit Kammertuch überzogen war, im B. U. M. B. die fast schuhhohe „gupfete“ Haube. Im B. D. W. W. war bei den Bäuerinnen besonders auch noch die „schwarze“ Fingerhaube beliebt, der goldenen in der Form ganz ähnlich, im Gebirge daneben der steirische Männerhut ohne Zierat. In Erinnerung sind besonders am Wienerwalde noch die einst so beliebten „Kastorstrümpfe“ mit eingesehten rothen Zwickeln, sowie die verschiedenfarbigen „ebenen“ oder „Halbschuhe“ mit Rosette, Schnalle oder schwarzen Bändern und die breiten Schürzen aus blauer Badener Leinwand. Die winterliche „Gugel“ (im Flachlande gewöhnlich weiß, an den Ecken mit Stickerei verziert) ist heute noch im Gebrauch.

Die männliche Bürgertracht bestand in einem sehr langen Rocke, in der Kniehohe, weißen oder blauen Strümpfen und Schuhen. An der sammtenen geblühten Weste prangten massive Silberknöpfe oder statt derselben auch Silberzwanziger. Der Bürger im Ötizergebiete legte außerdem besonderen Werth auf den Gehstock, auf welchen er sich jedoch nicht eigentlich stützte, sondern den er gerne so in der Hand trug, daß das reiche „Silber'schläg“ mit den aus Seidenfäden geflochtenen Quasten sichtbar blieb. Ähnlich, nur nicht so reich, kleidete sich auch der Geselle. Sein Hut glich wie der des Bürgers dem bäuerischen „Siebenvierteltagwerkhut“, nur scheint er an Kaliber etwas hinter diesem zurückgeblieben zu sein. Die Bürger'sfrau trug als Feststaat ein langes, „schweres“ Seidenkleid von grüner oder blauer Farbe, um den Hals eine Spizenkrause oder ein rothseidenes „Brochetüchlein“, eine Perlenkette mit einem Kreuzlein oder Amulet, als Fußbekleidung die niederen „Kreuzbandlschuhe“. Den Kopfschmuck bildete stehend die Goldhaube, wie denn auch die goldene Brochenadel und ebensolche Ohrgehänge und Fingerringe nicht fehlen durften.

Heute ist die bürgerliche Tracht auf dem Lande schon in vielen Gegenden von der städtischen kaum oder gar nicht mehr zu unterscheiden. Der Bauer trägt höchstens bei besonders festlichen Anlässen noch den langschößigen „Bratrock“; an dessen Stelle ist ein kürzerer Rock getreten, mit welchem indeß noch hier und da der „Schamper“ (die Jacke) abwechselt, namentlich im Gebirge. Pantalons sind längst allgemein üblich. Der niedere rauhe Hut mit der schmalen Krempe erscheint fast zu klein.

Die Bäuerin hat den eng anliegenden kurzen Spenzer mit den haushigen Ärmeln (im B. D. W. W. auch „Krapfenärmel“ genannt) abgelegt und dafür die bequemere Toppe gewählt. An Stelle der Haube ist überall das Kopftuch getreten, welches indeß den Mädchen, die es weiter von der Stirne zurückgeschoben tragen, recht gut läßt.

Reste malerischer Tracht finden sich noch im Wechselgebiete, wo beide Geschlechter den mit Goldfäden reich „ausgenähten“ rothen Brustlaß tragen. Außerdem begegnet uns im Gebirge, besonders an der steiermärkischen Grenze, noch der grüne „steirische“ Hut, doch oft auch schon z. B. im Obbsthal, ohne die bekannte übliche Zier.

## Mythen, Sagen, Märchen und Legenden.

Wir betreten hier ein Gebiet, in welchem der poetische Sinn des Volkes wahre Wunderschätze ins Dasein gezaubert hat, und zwar in einer reichen Fülle und Mannigfaltigkeit. Die folgende Skizze muß sich jedoch auf die Hauptsache beschränken, auf die Vorführung der wichtigsten dem Volksglauben zu Grunde liegenden Gestalten und Motive.

Der mythische Wodan begegnet uns in der wilden Jagd (im B. D. M. B. auch das „Donnerhundl“ genannt). An die Stelle des heidnischen Gottes ist im christlichen Volksglauben der Teufel getreten. Das wilde „G'joad“ geht nur „kniehoch“ über dem Boden, so daß man sich davor schützen kann, wenn man sich platt auf die Erde legt. Hunde sollen Nachts von der Kette gelassen werden, denn sie müssen, wie andere Thiere, mitjagen. Seitenstücke zur wilden Jagd sind: der „höllische“ oder „schwaari“ (schwere) Wagen, welcher mit kopflosen schwarzen Pferden bespannt Nachts polternd über die Häuser dahinstrast (B. U. W. W.), und der gespenstige Donauschiffzug, dessen Gefährte unter unheimlichem Schnauben der Roffe und wildem Geschrei der Schiffsknechte dem Stromufer entlang zieht. Wodan erkennt man auch im „todten Schimmelreiter“, sowie einzelne mythische Spuren in dem buckeligen, zwerghaften Todtenmann („Todemann“). Von Frau Berchtas Rache erzählen einige Sagen im Ybbsthal (die „Berchtl-Dhrfeige“, der geblendete Bauer.) Die Riesen müssen einst arg gehaust haben. So belagerten sie z. B. einmal die Stadt Litschau (B. D. M. B.) und der Riese Another, von welchem das Geschlecht der Einöder stammen soll, folgte Karl dem Großen „aus Schwaben“ in den Aarenkrieg. Er durchwatete die tiefsten Flüsse und trug Feinde, gleich Fröschen an die Lanze gespießt, vom Kampfplatze. (Ötzergebiet.) In mehrere andere Riesenjagen spielt die christliche Christophoruslegende hinein. Von den Zwergen, welche „zwischen Licht und Dunkel“ ihr Versteck verlassen, fürchtet man nur die schwarzen, mehr oder weniger tückisch aber sind sie alle. Gleichwohl erweisen sie sich den Menschen auch freundlich (der Zwergkönig vom Schneeberge) und dienstbar (der Straßenbau zu Senftenberg im B. D. M. B.). Von dem oft rucklosen Treiben der kleinen Wichte erzählt z. B. die Sage von der auf der Maman-Alm im Schneeberggebiete versunkenen Zwergenstadt.

Die Elementargeister sind nach dem einheimischen Volksglauben gefallene Engel, welche Gott auf ihr Bitten in die vier Elemente gehannt hat.

Im Gebirge spielen die erste Rolle die Bergmännchen („Bergmandl“), kleine, elfenartige Wesen mit frischen Anabengesichtern, grüner Kleidung und eben solchen Klappen oder spitzen, auch „gupfigen“ Hütchen (daher ihre Eigennamen: „Grünhütt“, „Spitzhütt“, „Gupfhütt“.). Die Lieblingskost der kleinen Kerle sind Rosinen. (Am Wechsel.) Muthwillig

in ihre Höhlen geschleuderte Steine erregen Gewitter. Im Ganzen sind die Bergmännchen dem Menschen nicht feindlich gesinnt. Ihr Pochen verkündet den Bergknappen und Hammer-schmieden Arbeit und Gewinn. (Schöne Sagen und Märchen besonders im Ötztalgebiet.)

Die Wildfräulein werden in Bergwäldern gesehen und man hört oft ihr helles Jauchzen und Singen bis auf die Straße herab. Sie tragen das Haar aufgelöst und sollen feenhaft gekleidet sein. Man glaubt, daß sie ungetaufte Wiegenkinder zuweilen mit Wechselbälgen vertauschen, was man sonst gewöhnlich den Hexen in die Schuhe schiebt. Der bekannteste Aufenthaltsort der Wildfräulein ist die „Frauenhöhle“ auf dem kleinen Ötzer. Die „schnalzenden Peitschen, klingenden Wagen und grellfarbigen Trachten“ haben die Wildfräulein wie die Bergmännchen in neuester Zeit allenthalben vertrieben.

Der Wassermann sitzt Abends gerne an Teichrändern, Bach- und Flußufern oder auch auf den Wehrettern und kämmt sich sein langes, triefendes Haar. Er ist klein, trägt grünes Gewand und hohe Röhrenstiefel. Bei Mondenschein fährt er auf einem mit sechs Ragen bespannten Wäglein um die Teiche. (Göppritsch an der Wild, B. D. M. B.) Der kleine Wicht rauft zuweilen mit den Fischerknechten, aber nur so lange, als er naß ist. Man erkennt ihn leicht, denn aus der linken Rocktasche tropft ihm stets Wasser. Er wohnt in einem unterirdischen Palaste, dessen Boden mit glänzenden Fischaugen bestreut ist. Man legt dem Nix alljährlich ein grünes Gewand als Geschenk aus Ufer, damit er keinen Schaden anrichte. (Ähnlich opfert man ja auch noch dem Feuer und der Luft, das ist dem Winde.)

Von Wasserweibchen hört man weniger oft erzählen, doch sind uns schöne Sagen, z. B. von einer Quellnixe im Paßthal (B. U. M. B.) und vom „Donauweibchen“ in der Wachau überliefert. Letzteres erkannten die Fischer beim Tanze im Mondenschein an den grüngoldigen Haarflechten.

Die „Feuer“= oder „Fuchtelmänner“, auch „Erdmandl“ genannt, tragen Feuer in Brust und Bauch und schleichen Nachts um die Rainsteine, welche sie „im Leben“ verrückt haben. In ihnen sind die Irrelichter personificirt. (Viele landläufige Sagen.)

Zu den Elementargeistern dürfen wir auch das boshafte „Troadmandl“ (Getreidemännchen), sowie die geispenstigen „Bilsenschnitter“ oder „Kornschwender“ (B. D. M. B.) und endlich auch die Mraunen („Mraunl“), letztere ob ihrer Ähnlichkeit mit der koboldartigen Gestalt der Mandragorawurzel rechnen. Die Mraunen sind auch als schätzebringende „Tragerl“ bekannt.

Überaus zahlreich sind die Teufels-sagen; sie gleichen indeß in den wichtigsten Zügen den allbekanntesten auch anderwärts erzählten. Wir heben hier nur einiges Charakteristische hervor. Das Volk scheut sich den Namen Teufel auszusprechen und sagt darum lieber „Teufl“, oder nennt ihn den „bösen Feind“, „Ganggerl“, den „Dan“ (den Einen), den „Kloan“ (den Kleinen, am Wechsel). Der Teufel „schnosfelt“ (näselt) und

kann daher, wenn er fährt, nicht „hie, hie!“ rufen, sondern „hean, hean!“; ebenso juchzt er nicht wie unser Landvolk in drei Absätzen: „Tu, hu, hu,“ sondern bringt nur „Tuhu!“ heraus. Endlich kann er nicht ordentlich husten, sondern er „kämpft und kaagzt“ (hüftelt). Der Teufel hinkt, weil er eine „Schall“ (Überbein) hat (W. D. W. W.), oder weil er einmal von einem Schimmel, den er für einen Bäcker hielt, auf den Fuß geschlagen wurde (W. U. W. W.). Das Beschwören des Teufels durch das Kreisstehen, seine Verwandlungen, böshaften Versuche zu schaden, die Vereitelung derselben (der Hahnkrat), sowie der „gefoppte“ Teufel sind landläufige Sagenmotive. (Die Teufelswand bei Schwallenbach in der Wachau, die Teufelsdukaten und der durchlöchernte Bauernhut, der Wolf als Ersatz für die versprochene Christenseele und dergleichen.) Der aus einem Hühnerei ausgebrütete Teufel heißt „Spirifankerl“ oder „Ganggerl“ (W. U. W. W.) und bringt als „Tragmanderl“ gleich den Mraunen Schätze. (Das „Flaschenteufelchen“.)

Die Hexen, „Zasch'n“, thun es dem Vieh an. Taucht man in die verhexte Milch einen glühenden Stahl oder peitscht man sie mit Ruthen, so trifft man damit zugleich die Hexe. Die „Butterhexen“ bereiten aus fremder Milch, die sie sogar aus „Tuchzigeln“ (Zipfeln) melken können, die köstlichste Butter. Von „Wetterhexen“ erzeugte Schauerwetter erkennt man an den Haaren, welche in den Hagelkörnern sich finden. Mit einer geweihten Kugel kann man die Unholdinnen aus den Wolken herabschießen. (Das „Hexenschießen“.) Wenn die Hexen „ausfahren“ wollen, „schmieren“ sie sich und bedienen sich des Spruches: „Obenaus und nirgends an!“ Sie fahren auch auf zweirädrigen Karren („Zieh-Zagerln“, am Wechsel), halten auf Kreuzwegen und Höhen Versammlungen („der Hexensabbath“ auf dem Ötcher) und Tänze ab, doch können sie nur im Halbkreise („Hexenkreise“) herumtanzen.

Die Truden (Maren) sind weibliche Wesen, alt und häßlich, haben sehr breite Vorfüße mit drei weit auseinanderstehenden Zehen, wovon eine nach rückwärts gebogen ist. (Dreieckform der „Trudenfüße“.) Man kann diese Gespenster, welche Nachts den Menschen im Schlafe „drücken“, auf verschiedene Weise von sich abwehren, besonders durch Bannsprüche, durch das Trudenkreuz (⌘), womit man Thür und Bett bezeichnet, oder wenn man ihnen Obst (Dörrobst: Kleben, Zwetschken in ungerader Zahl) vors Fenster stellt. Die Truden halten nächtliche Versammlungen ab. („Trudensteine“ bei Göpfritz.)

Audere in Niederösterreich bekannte Spukgestalten sind:

Das „Thomaszoll“ (Gespenst der Thomasnacht im Ötchergebiete), der neckische „Hehmann“ („Heh“=Rufer), das böshafte „Pelzweib“ (W. D. M. B.), der „schwarze Mönch“ am Strudel unterhalb Grein (an der oberösterreichischen Grenze), die meuchelmörderischen „Wechselmänner“ (am Wechsel) und die „Klage“, welche in verschiedenen Gestalten gedacht durch das Haus weint und einen Todesfall ankündigt. Manche eigenthümliche Züge finden sich auch in den Vorstellungen von gespenstigen und

fabelhaften Thieren, so von der „Sabergeiß“, dem „Märzenkalb“, dem „Waldfuchs“ (Kinderpopanz), der „Mooskuh“, den schlangenartigen „Bergtuben“, dem schätzeweisenden „Spornhahn“, der „Kranknatter“ (Kronennatter), dem „feurigen Drachen“ und anderen mehr. Auch die Sagen von weißen Frauen, verborgenen Schätzen, versunkenen Ortschaften, die zahlreichen Burg- und Ruinensagen enthalten manche eigenthümliche, oft mit der vaterländischen Geschichte verwebte Züge.

Die historische Sage in Niederösterreich hat, wie natürlich, eine reiche Ausbildung erfahren. Wir führen hier kurz ihre Hauptgebiete vor. In den beiden Vierteln O. und U. W. W. steht die Erinnerung an die Franzosen- und Türkeneinfälle im Vordergrund, in den Vierteln O. und U. M. B. jene an die Schweden- und Hussitenkriege. Im Marchfelde erzählt man auch noch von den verheerenden Einfällen der Huzulen,\* im Leithagebiete besonders von den Grausamkeiten der Kuruzen oder Krutzen. Ebenso ist das Andenken an den großen Bauernaufstand in Niederösterreich (zu Ende des XVI. Jahrhunderts) im Volke lebendig geblieben. Manche Sage oder historische Erinnerung reicht noch weiter zurück, z. B. bis auf Karl den Großen und die Warentkriege. Die Sage von der Entstehung des Namens Steinakirchen (B. O. W. W.) erzählt sogar vom Rückzuge der Hunnen und dem gewaltigen Attila, ja noch mehr, die „Wackelsteine“ („Heidensteine“, „Steinschüsseln“) in einigen Gegenden Niederösterreichs führen uns vollends an uralte heidnische Opferstätten zurück. Von nationalen Sagen sind landläufig bekannt jene vom ewigen Juden und die Faustsage.

Das niederösterreichische Volksmärchen — ein wahres Muster der Gattung — birgt eine uner schöpfliche Fülle poetischer Schönheiten; die reiche Mannigfaltigkeit seiner Gestalten, die wunderbar verschlungenen Fäden der Handlung wie der bunte Wechsel der Scenerien geben Zeugniß von einer rege schaffenden Phantasie, während hinwiederum die volkstümliche Legende in so vielen zarten, lieblichen Zügen das treue Spiegelbild des gläubigen Herzens ist, welches an dem unmittelbaren Eingreifen höherer, himmlischer Mächte ins Menschenleben so gerne sich erbaut und in jedweder Erdennoth Hilfe und Rettung vertrauensvoll von ihnen ersleht und erwartet.

Obwohl wir hier kaum die Schwelle des Zauberpalastes überschritten haben, welchen der schöpferische Volksgeist aufgebaut, so dürfen wir doch zum Schlusse ahnend es aussprechen: dem niederösterreichischen Volke sind vom poetischen Schatze, vom „großen zerprüngenen Edelsteine“ der deutschen Nation herrliche Bruchstücke als Erbe zugefallen, es birgt einen wahren Wunderhort in seinem Schoße, aber einen ebenso werthvollen Talisman im Herzen, den es von altersher bis auf diese Stunde treulich bewahrt hat: edle Einfalt, frommen Glauben und heiteren Sinn.

\* Der Stammmame bedeutet hier wohl allgemein „Mäuber“ (Feind).

## Volksmusik, Dialect und Dialectpoesie.

Zu den beneideten Schätzen der österreichischen Monarchie gehört ihr großer, sich fortwährend erneuernder Reichthum an mannigfaltigster Nationalmusik. Die musikalische Grundmacht, die Oesterreich allein schon in der naiven Kunst seiner Volkslieder und Volkstänze besitzt, — diese „Kunst vor der Kunst“ — macht es zum ersten Musikreich der Welt.

Deutsche, Slaven, Ungarn und Italiener, — sie bilden die vier scharf getrennten Hauptgruppen unserer Nationalmusik. Man könnte sie, nach dem hervorstechendsten Charakterzug ihrer Lieder, fast wie die vier Temperamente classificiren und die Italiener als das sanguinische, die Ungarn als das choleriche, die Slaven als das melancholische, endlich die Deutschösterreicher als das phlegmatische Temperament im musikalischen Gesamtösterreich bezeichnen. Die Volksweisen Niederösterreichs haben keinen dieser Provinz ausschließlich eigenen Originalcharakter, sie gehören musikalisch mit zur großen Gruppe der österreichischen Alpenländer: Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol. Mit den Nationalmelodien dieser Länder haben die niederösterreichischen gemein: die überwiegende Herrschaft des Dreiviertelactes und der Dur-Tonart, den ländlerartigen Rhythmus, das behäbige Zeitmaß des Moderato oder Allegretto. Tirol steht gleichsam an dem einen, Niederösterreich an dem andern Ende dieser köstlichen Reihe; neben dem kühnen Alpencharakter der Tirolerweisen mit ihren weithinschallenden Rufen und Tödlern erscheint Niederösterreich auch musikalisch wie ebenes Land. Innerhalb dieser Familienähnlichkeit, die sich auch auf das bairische Hochland erstreckt, fehlt es freilich nicht an bezeichnenden feineren Unterschieden, welche ein durch längeren Aufenthalt geübtes Ohr den Volksweisen der verschiedenen Gaue abgewinnt. Der musikalische Charakter dieser großen Gruppe tritt viel schärfer als in Niederösterreich hervor in Steiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol.

Was die in Niederösterreich gangbaren Volkslieder (meist „Gstanzln“, „Bierzeilige“) betrifft, so zeichnet sie innerhalb des vorwiegend heiter-gemüthlichen Charakters der ganzen Gruppe wohl am meisten das Witzige, Humoristische aus, die salzigeren Bestandtheile von Spott und Ironie. Das ist der Einfluß der städtischen Culturelemente, welche von Wien aus in die anwohnende Bevölkerung strömten, insbesondere einer der Residenz ganz eigenthümlichen populären Erscheinung: der Volksjäger. Ihre glücklichen Einfälle dringen schnell ins Volk, werden Volkslieder und eine Zeitlang allerwärts gesungen, bis sie einem neuen in Schwung kommenden Liede Platz machen.

Es ist nicht nöthig, daß der Autor geradezu unbekannt und unerforschbar sei. Was von einem volksthumlichen, naiven Talente aus dem Sinn und Gemüth des Volkes

heraus geschaffen ward, verbreitet sich alsbald, wird Volkslied; ein Kreis von Gebildeten kennt den Namen des Erfinders, das Volk fragt nicht darnach und erfährt ihn nie. So hat Alexander Baumann (der selbst keine Note kannte) reizende Lieder im österreichischen Dialect gedichtet und componirt, die wirkliche Volkslieder bei uns geworden und geblieben sind. Wer hätte sein Lied: „Ich hab' die ganze Nacht vor ihrer Hütten g'wacht“ und die Lieder der Mandl aus dem „Versprechen hinter'm Herd“ nicht schon in österreichischen Bauernhütten singen oder auf der Zither spielen hören? Wenn Moser und Fürst die „alleweil fidele“ Seite der österreichischen Volksweise repräsentiren, so fehlt anderseits auch die sentimentale nicht: sie klingt in Greips „Mailüfterl“ (Gedicht von Klesheim), in Ad. Müllers „Mei' Hütten“, in dem durch Grois verbreiteten „'s Herz is a g'spaßigs Ding“ und anderen populär gewordenen Wiener Liedern an. Schon diese Beispiele volkstümlicher, aber durchaus auf Wiener Boden gewachsenen Lieder zeigen den bestimmenden Einfluß der Hauptstadt auf das Land Niederösterreich. Außer den Volksjüngern übt die kaiserliche Wiener Tanzmusik, wie sie Lanner und die beiden Strauß geschaffen, einen fortwährenden Impuls auf die österreichische Volksmusik außerhalb Wiens. Ein drittes, weniger naives und darum nicht unbedenkliches Element, das von der Hauptstadt in die eigentliche Volksmusik eindringt, sind die Melodien aus den beliebtesten Wiener Operetten. Eine ländlich idyllische Färbung erhalten alle diese Weisen, Tänze und Lieder durch die auf dem Lande sehr verbreitete Zither. Sie ist ein unseren Alpenländern (sammt dem bairischen Hochland) ausschließlich angehörendes Nationalinstrument. Noch mehr in Tirol, Steiermark und Salzburg zuhause, wird die Zither doch auch im Erzherzogthum Österreich selbst von musikalisch ganz ungeschulten Landleuten mit Vorliebe und Talent gepflegt. Außer der von hauptstädtischen Einflüssen bestimmten Strömung äußert sich auch eine zweite — im engeren Sinne ländliche — in den Liedern der von Wien abgelegeneren Landstriche Niederösterreichs, insbesondere in dem Gebiet des Ötcher. Da werden auf Hochzeiten und anderen Festen zahllose „Bierzeilige“ improvisirt und zu bekannten Melodien abgesungen. Charakteristisch sind in den Volksliedern dieses Gebietes gewisse cadenzartige Tonfolgen, in denen zwei Stimmen sich in harmonischer Fortschreitung auf und ab bewegen. Man begreift sie unter dem Namen „Almaz'n“ oder „Hallaz'n“ und pflegt sie auch dem Strophenlied als Refrain anzuhängen.

Nach dem Volksgejange soll der Volkslaut, die Mundart ins Auge gefaßt werden. Eine große Nation mit weit ausgedehnten Wohnsitzen, die von der Seeküste über Tieflandstrecken und Wellenlandschaften bis zum Hochgebirge aufsteigen, entzieht sich nirgends dem Einflusse der Landesbeschaffenheit: der Volkscharakter variirt nach landschaftlichen Abstufungen; je kräftiger individualisirt das Gebiet, desto mannigfaltiger erscheint das Volk selbst, in Stämme gespalten, die wieder verschieden sind nach Anlage, Neigung,



Bedürfniß, Brauch, Tracht und Ausdruck. Wie der Stamm zum Volke, so verhält sich nun die Mundart zur Sprache. Dieselbe theilt aber auch die Schicksale des Volkes; politische Trennung differenzirt, Vereinigung assimiliert den sprachlichen Ausdruck. Wie für das erstere Holland, ist für das andere Österreich ein typisches Beispiel. Über das ganze weite Gebiet der deutschen Zunge in Österreich wird heute die gleiche Mundart gesprochen, ein Bergdialekt, eines der Hauptglieder des großen deutschen Sprachstammes, das Baiertisch-Österreichische, das von der Quelle der Eger bis zu der des Sponzo, von der Malser Heide bis zur Bezwa-Furche herrscht, ja darüber hinaus (Brody; sette et tredici comuni), nie fest begrenzt nach Osten, desto scharfer jedoch nach Westen, freilich erst jenseits der Marken unseres Reiches (Lechgrenze).

Wenig günstig lautete das Urtheil der Ahnen über unsere Sprache; der raue Bergdialekt galt ihnen für grob und unschön — wir dürfen, ohne in süßliche und übertriebene Schwärmerei zu verfallen, den Ausdruck der Heimat als einen der Grund- und Ecksteine des germanischen Sprachbaues betrachten. Wie sich im Prisma der Sonnenstrahl bricht, vielfach und vielfarbig erscheint, in sieben Strahlen zerlegt, und wie jeder einzelne derselben reale Wirklichkeit besitzt und sie alle zusammen doch nur ein Ganzes bilden als weißer Strahl, so existiren die Mundarten neben einander und verschmelzen mit einander in der Schriftsprache, zu deren Bildung jeder Stamm zu seiner Zeit das Seine beigetragen, auf der jüngsten Stufe ihrer Entwicklung, im XVI. Jahrhundert aber vor Allem die damalige Ausdrucksweise der kaiserlichen Kanzlei — das Österreichische.

Hierbei ist wohl zu unterscheiden zwischen dem Dialect der Landschaft und der landesüblichen, namentlich in vornehmen und gebildeten Kreisen angewandten Umgangssprache. Diese lehnt sich an die Schriftsprache, die dabei mehr oder minder dem Dialecte, besonders in Rücksicht auf Wahl des Ausdrucks, aber unter Vermeidung alles dessen, was niedrig oder abgebraucht erscheinen könnte, zumeist aber hinsichtlich des Satzbaues assimiliert wird. Diese darzustellen ist beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, weil im Wortschatz einzelner Gebiete die Anwendung gewisser Ausdrücke in verschiedenen Bedeutungen, insbesondere aber die Vermeidung mancher völlig schriftgemäßen Wörter zahllose kaum zu fixirende Variationen zur Folge hat.\*

Es ist ebenso unmöglich, ein vollständig fixirtes, unbedingt abgeschlossenes Bild einer lebenden Sprache, auch auf noch so beschränktem Raume, zu geben, als es gelingt, einen Wasserfall im Lichtbilde darzustellen; immer mahnt das Resultat an die

\* Alle umständlichen und schwer verständlichen Zeichen sind vermieden; nur Folgendes wolle bemerkt werden: schwankende Aussprache des Vokals, z. B. Vergrößerung des a gegen o ist bezeichnet: Schaʿ; ungewohnte Diphthonge tragen eine Klammer, hāh; der griechische Circumflex ist das Zeichen der Nasalirung, Maʿ (Mann), Stā (Stein); der gewöhnliche Apostroph bezeichnet den Ausfall eines beliebigen Lautes: aʿjaʿn (abfahren); der verkehrte den Anfall eines r: Stanaʿ (Steiner, für hochdeutsch Steine), liābaʿ (lieber).

Unzulänglichkeit der Mittel. Dieses ganz moderne Product, die Umgangssprache, das heißt die dialectisch beeinflusste, je nach dem individuellen Bildungsgrade und dem persönlichen Wortschatze verschieden gestaltete Schriftsprache ist eben allzu verschieden von der Mundart, einem altorganischen, historisch entwickelten Gebilde; diese zeigt sich aber an Ausdrücken aller Art noch viel reicher als jene. Der Wortschatz der österreichischen Mundart — alle jene Worte ausgeschlossen, die die Schriftsprache aufgenommen hat — zählt, so weit er lexikographisch gesammelt ist, nach Zehntausenden. Dazu kommt noch eine Fülle von Ausdrücken, zum Theile selbständig gesammelt, zum Theile aber auch noch gar nicht beachtet, die den verschiedenen Handwerken und Beschäftigungen eigen sind. Bezeichnungen für Pflanzen und Thiere, Körperteile, Hausräume, Sinne, Sitten — Alles, je häufiger der Mensch das Ding zu nennen gewohnt ist, hat seine besonderen und oft mannigfaltigen, oft sehr fein abgestuften Bezeichnungen. Ein Blick nach dem Speisezettel, der den Fremden das erstemal wohl verblüfft, kann uns da belehren, wenn wir uns ganz geläufige Ausdrücke, wie: Schnitzel, Bries, Beuschel, Scherzel, Kruspel und viele ähnliche, die alle Theile des Kindes bezeichnen, hochdeutsch wiederzugeben versuchen. Dabei, wie gesagt, ein fast unübersehbarer Reichthum an Bildungen und Synonymen, deren Ausbreitungsgebiet innerhalb der Mundart selbst sehr verschieden ist; manche Wörter sind allenthalben üblich, andere nur auf eng umschriebenem Raume; abgeschlossene Thäler, wie die tiefeingeschnittenen Acheengebiete Salzburgs und Tirols, sind besonders reich an selbständigem Wortschatze. Mitunter begegnen uns Ausdrücke von höchstem Alter. Die Macht der Volksgewohnheit, der conservative Charakter des Bauers, Abgeschlossenheit vom Weltverkehr, dabei intime Berührung innerhalb fester Grenzen sind die Factoren, die für die Bildung des Wortschatzes maßgebend sind. So bietet die Mundart ein Bild hoher Alterthümlichkeit; veraltete Ausdrücke, alte Fügungen, einfacher Bau blieben erhalten, die in der Schriftsprache längst untergegangen sind. Es ist beachtenswerth, wie treu, ja zähe das Volk an einzelnen Wendungen hält. So taucht eine uralte, vor einem Jahrtausend schon nicht mehr geschriebene Dualform des persönlichen Fürwortes, freilich verflacht zur Bedeutung der Mehrzahl, nach wenigstens sechshundertjähriger Bergflucht wieder auf, um, in der Umgangssprache der Gebildeten gemieden, im Munde des Bauers bis heute fortzudauern, das bekannte es, enger, enk, enk. — Welche Perspective eröffnet es, wenn wir ein der Schriftsprache fremdes, bei uns allgemein verstandenes Verbum urassen (mit einer Sache, besonders Speise, wählerisch, verschwenderisch gebaren) in der gothischen Bibel des Wulfilas lesen, unverändert nach Laut und Sinn, an der Stelle, wo vom armen Lazarus die Rede ist, wie er zu der Tafel des Brästers aufblickt! Vornehmlich die Orts- und Familiennamen bieten reiche Belege; oft genug ist das einst klare Wort als heute unverstandene leere Bezeichnung stehen geblieben. In dieser Beziehung ist unser

weites Alpengebiet ein uner schöpfliches Feld, wo der Forscher durch immer neue Funde überrascht wird.

Was nun insbesondere die Stellung Niederösterreichs innerhalb des großen Gesamtgebietes der Mundart betrifft, so ist wohl zu beachten, daß nach Osten und auf eine kleine Strecke auch im Norden die Landesgrenze zugleich Sprachgrenze ist; nach Westen dagegen ist der Übergang ein sehr allmäliger und die Sprache des Landvolkes jenseits der Traisen nähert sich mehr und mehr der Oberösterreichs; noch weniger ist eine feste Abgrenzung möglich nach Süden, wo die große Kalkalpengruppe mit ihrer eigenthümlichen Schattirung, die man als obersteirisch bezeichnet, weit ins Land dringt, dessen politische Grenze erst vor wenigen Jahrhunderten vom „kalten Gang“ auf den Semering vorgehoben wurde. Aber auch innerhalb des Landes sind wieder verschiedene Schattirungen zu unterscheiden. Ganz abzuweisen ist zuvörderst von Wien, der Großstadt; hier reden die gebildeten Kreise die Umgangssprache mehr oder minder stark local gefärbt; der Localton aber herrscht rein in den Vorstädten, ein Jargon, für den einerseits der jäh steigende Ton, der mit dem Sprechenden gleichsam abspringt, charakteristisch ist, andererseits die Aufnahme einer Fülle von Vocabeln, die auf die verschiedenartigsten Einflüsse zurückzuführen ist: Invasionen, Handelsverkehr, Zuwanderung namentlich slavischer Arbeiter, die Umgangssprache, ja die durch Menschenalter geübte romanische Hofsprache und andere Umstände. Allerdings haben sich dann einzelne Ausdrücke weiter verbreitet (z. B. Kaufe Beisperrbrot, Umbrell'n Regenschirm), aber doch scheidet sich dieser Jargon scharf vom Dialect; jener herrscht, wie der Niederösterreicher sagt, in der „Stadt“, dieser (auf dem) „am Land“. Da haben wir wieder drei Bezirke zu unterscheiden; das Hauptgebiet, dessen Rede nach Ost und Süd in obderennische und steirische Rede übergeht, sind die beiden Wienerwald-Quartiere. Vom Norden des Landes scheidet sie der Lauf der Donau und die beiden, am linken Donau-Ufer gelegenen (Manhart's-) Quartiere trennt wieder das tief eingeschnittene Thal des Kamp. Der Westen dieser Landeshälfte, das Waldquartier, ward erst zur Babenberger-Zeit überwiegend von fränkischen Colonisten bevölkert; so ergibt sich eine an sich paradoxe Erscheinung: das Fränkische überhaupt ist heute vielfach so sehr vom Baierschen beeinflusst, daß wir uns wohl hüten müssen, aus vielfacher Ähnlichkeit etwa der Kremser und Bamberger Rede in Vocalismus und Vocabular weitgehende Folgerungen zu ziehen, die sich leicht als zu kühn erweisen möchten; aber die specifisch österreichischen Eigenthümlichkeiten (oi = iu, eu, ei = i und dergleichen) sind auf diesem Raume erst später durchgedrungen, haben sich aber dann zum Theile hier reiner erhalten als an ihren Ausgangspunkten, wo sie bereits der Zahn der Zeit angreift. Der Osten dagegen, das Land zwischen Kamp und March, zeigt andere Besonderheiten; eigen ist diesem Gebiete der Diphthong ui: Muida', er tuit (rein niederösterreichisch Muatta', er

tuat, mit unentschiedenem, das heißt fast consonantischem, in r übergehenden Klange des a); Neigung zur Zerdehnung: *muring* (morgen), *ā solicha'* (rein niederösterreichisch: *ā so ā*); eine ganz merkwürdige Umformung des neutralen Pronomens: 'si regent und anderes. Es ist das eine räthelhafte Erscheinung; die Sonderstellung dieses Gebietes erscheint unaufgeklärt, von fremdem Einflusse ist keine Spur; im Gegentheile hat sich die Redeweise dieses Stammesbruchtheils sogar ausgebreitet und herrscht heute noch in den nördlichen Enclaven die alte Reichsstraße entlang bis auf die Sprachinseln um Brünn.

Über die Schranken unserer festen historischen Kenntnisse kommen wir nicht hinaus. Wohl haben Markomannen und Quaden dies Gebiet beherrscht, Langobarden und Gepiden es durchzogen, Rugier und Heruler hier gehaust — aber in jene Zeiten führt keine Spur zurück. Die ersten sicheren Anhaltspunkte gewinnen wir mit der Ausbreitung der Slaven in den Alpen, auf die eine bedeutende Anzahl von Orts-, Fluß- und Bergnamen zurückgeht. Nur so viel können wir sagen, daß die bairische Mundart — obwohl gleich ihrer fränkischen und schwäbischen Schwester ein Ast vom westgermanischen Stamme — einzelne Eindrücke ostgermanischen Gepräges empfangen hat (so *Irta'*, *Erhta'* = Dienstag und andere), wohl infolge der vielen Durchzüge, des langen Aufenthaltes, dauernder Herrschaft, endlich weiter Zerstreung gothischer Stämme und Geschlechter auf diesem Gebiete.

Fragen wir nach den charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die der Österreicher nicht leicht ablegt, so werden wir zunächst auf das wichtige Gebiet der Betonung geführt. Der bedeutende Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, den wir hier finden, ist umso auffälliger, als die Betonungsgesetze im Deutschen sonst auf das strengste beobachtet werden und die allerwenigsten Ausnahmen zulassen.

Da ist zunächst die Verwechslung der Quantitäten zu beachten: im Dialect tritt statt der Neigung des Neuhochdeutschen, die alten Stammsilben zu verlängern, sehr häufig die entgegengesetzte Tendenz, Verkürzung der langen Silbe, auf; dagegen werden wieder hochdeutsche Kürzen entweder durch Diphthongisirung oder Nasalirung verlängert: *Vo<sup>a</sup>da'* (Water), aber *Müatta* und *Ma<sup>a</sup>*. Diese Verwechslungen sind besonders auffällig, wenn der Österreicher hochdeutsch sprechen will.

Bei weitem interessanter ist das der Mundart eigene Bestreben, entgegen dem germanischen Grundgesetze und dem allgemeinen Brauche den Ton von der ersten Silbe gegen das Wortende zu rücken. Ob hierher die Gewohnheit gehört, gewisse Ableitungssilben zu verdoppeln (*Glaferer*, *Klampferer*, *Wilderer* und dergleichen), steht dahin. Aber sicher fällt unter diesen Gesichtspunkt der Brauch, beim Zusammentreffen einsilbiger Formwörter, insbesondere des Vorwortes mit dem Fürworte, den — richtig dem ersteren zukommenden — Hochton auf das zweite zu verlegen: bei *sich sein*, *tragen*, auf *sich sehen*, zu *sich kommen* u. So fest wurzelt diese Gewohnheit, daß sie nicht nur

in der Umgangssprache nicht abgelegt, sondern die richtige Betonung sogar als fehlerhaft, mundartlich, slavischem Einflusse entsprungen betrachtet wird. Ebenso allgemein ist die unrichtige Betonung zusammengesetzter Orts- und von solchen abgeleiteter Familiennamen, vielleicht die merkwürdigste Besonderheit unserer Mundart. Entgegen, wie gesagt, dem deutschen Betonungsgesetze, wonach das erste, das Bestimmungswort den Hochton trägt, legt der Österreicher den Accent auf das zweite, das Grundwort überwiegend bei drei- oder mehrsilbigen Ortsnamen mit einsilbigem Bestimmungsworte, schwankend bei zweisilbigen Wörtern; also Neunkirchen, Pfaffstätten, Verchenfeld, Langenlébarn, Sieghartskirchen, ja sogar Leopoldstadt, Mariahilf — dagegen Baumgarten, Mühlschüttel, Neufiedel; Sechshaus, Rossau, Kirchberg und Kirchberg, aber Kirchschlag; richtig bei Zusammensetzungen mit -dorf: Kirchdorf, Wösendorf neben Wöslau.

Das Studium der Ortsnamen überhaupt ist eine der Hauptstützen der Dialectforschung; sie geben über Vorgesichte, Colonisirung, Zustand des Landes den reichsten und sichersten Aufschluß, wenn auch der neckische Kobold, die Volksetymologie, hier gerade am üppigsten sein Spiel treibt, aus der Ansiedlung Dietbolts (des „Volkskühen“) das Diebsholz, aus Heinrichsdorf (Hezelinsdorf, Chezelinsdorf) gar Kagensdorf macht und andere. Die volle Pracht altdeutscher Namengebung entfaltet sich im Waldviertel, wo in der genetivischen Form der Benennungen (Dietharts, Gerharts, Gerungs, Siegharts und vielen ähnlichen) das Andenken der alten Colonen fortlebt.

Die Ortsnamen weisen manche lautliche Eigenheit, so die Vorliebe für das dem Hochdeutschen fremde *oi* (so *Dis* neben *Ybbs*, beide aus *Tubisaha*; sonst gerne geschrieben *eo* in *Leoben*, *Leobersdorf*, *Loimans*, *Langenlois* etc., die im Volksmunde gleich lauten).

Neben manchem Charakteristischen in der Aussprache der Consonanten erscheinen die Abweichungen des Vocalismus überhaupt als wichtiger; sie lassen sich im Wesentlichen auf drei Hauptmomente zurückführen: 1. Vergrößerung — Aussprache des *a* gegen *o* hin, des *o* wie *u*, des *i* vor *l* wie *ü*: *fa<sup>o</sup>lt*, *Murd*, *Büldung*. 2. Nasalirung, vornehmlich im Auslaut: *i' mo<sup>a</sup>* (ich meine), *mei<sup>a</sup>* (mein) *Ma<sup>o</sup>* (Mann), *i' ha<sup>o</sup>* (ich han = habe) und so fort. 3. Diphthongisirung, am merkwürdigsten, wo einfache Laute gebrochen und nasalirt werden, so daß ein höchst eigenthümlicher, dem Fremden unaussprechbarer Ton entsteht: *scheägeln* (schielen).

Das Waldviertel, in welchem die Neuerung, *i* zu *ei*, *ü* zu *au* zu verschieben, — die südlich der Donau schon im XI. Jahrhundert anhebt, im XIII. durchdringt — zuletzt durchgegriffen hat, wahrt heutzutage die Unterschiede am schärfsten.

Hier sei noch eines sehr verbreiteten Irrthums gedacht. Es wird häufig behauptet, unsere Mundart zeige Abneigung gegen den Umlaut. Das ist unrichtig. Nur in der Präsensform des Verbums wird derselbe gemieden: du tragst, er trägt, laßt, schläft, stoßt,

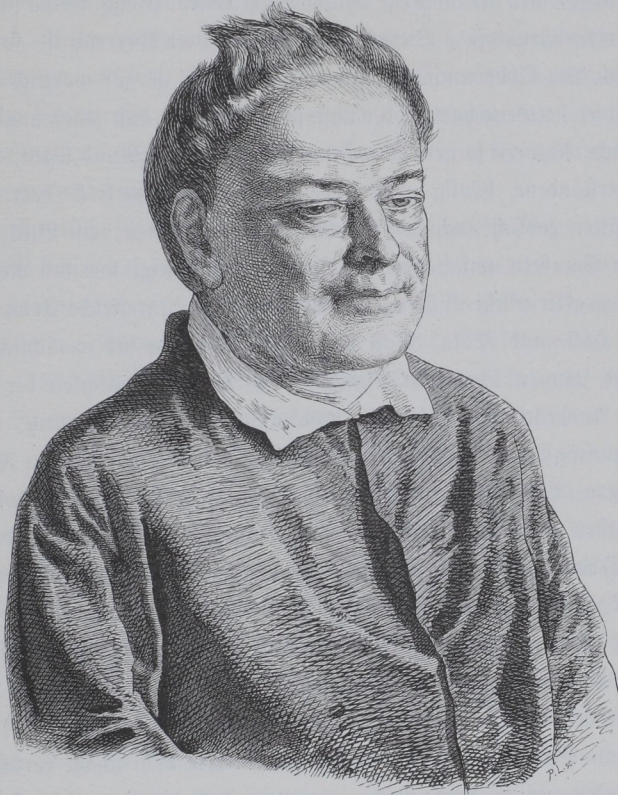
fauft u. ſ. w., aber ſonſt tritt er regelmäßig, ja ſogar unorganisch ein: drei Täg (Tage), die Wägen, Käſten; dünkler (ſtatt dunkler), blüeten (bluten), ſteffen (ſtoßen) u. ſ. w. Anlaß zu dieſer irrigen Anſicht hat der Umſtand gegeben, daß der häufigſte Umlaut, der des a, in der Mundart eigenthümlich variiert. Man beachte die hiſtoriſch begründete, jedoch der Schriftſprache verlorene Unterſcheidung: da<sup>c</sup> Göd, die Godl (Pathe), da<sup>c</sup> Ahnl, die Ahnl. Erwähnt werden müſſen daneben auch die gewiß uralten ablautenden und alliterirenden Formeln und Zuſammenſetzungen: im Wigl-Wagl ſei (ſchwanken), am a Bliml-Blaml vormachen (einen blauen Dunſt), a verminfelte und vermanfelte G'ſchicht (verworfen), grives-graves ge (durcheinander gehn); Tritſch-Tratſch und andere; alliterirend: kä Ort und kä End; ort und eben, ſei um und auf (eins und alles), hä und ba<sup>o</sup>chen (hähen und backen), Leberl und Lüngerl, bockboani (bockbeinig), lamla<sup>o</sup>cket (lehmlackig), wacherlwarm und ähnliche.

Von einer eingehenden Darſtellung der Formenlehre kann hier nicht die Rede ſein: die Rückwirkung der Abſchleifung und Aſſimilation äußert ſich ſo mannigfaltig, daß faſt jedes Verbum und jedes Subſtantivum einzeln beſprochen werden müßte. Bekannt iſt, daß in den Mundarten das Geſchlecht der Subſtantiva vielfach variiert, die Abweichungen unſeres Dialectes von der Schriftſprache ſind nicht zahlreich, ſie fallen aber auf, weil ſie gangbare Ausdrücke treffen. Wir heben hervor: der Miſchen, Butter, Fä (Fahne = Kauf), Schnepf, Knödel, Melone, Poſter, Schrot, Tintenzeug; — die Botting, Huſten, Tuchend'; — das Euter, Heſen, Menſch (= Magd), Monat, Teller, Trank (des Viehs), Eck.

Charakteriſtiſch für jede Mundart iſt die Art und Weiſe, wie ſie die Verkleinerungs- und Koſeformen bildet. Die Schriftſprache hat ſich hierin nach Norden und Süden gleich nachgiebig gezeigt, duldet nicht nur Bächlein neben Häuſchen, ſondern bildet ſogar im ſelben Stamme Mäuſchen und Mäuſlein. Der Öſterreicher verkleinert, hier häufig den Umlaut vermeidend, mit der Ableitungſilbe el oder erl; wo ſich beide Formen nebeneinander finden, iſt letztere die Koſeform; ja die Form auf el iſt hin und wieder einfach ableitend, ohne irgend verkleinernde Nebenbedeutung. Mei Hauſl iſt „mein Häuſchen“, aber mei Hauſerl iſt „mein liebes Häuſchen“; Mädäl oder Madl iſt die dialectiſche Form für hochdeuſch Mädchen; Mäderl oder Maderl iſt die Koſeform. Die Mundart iſt hier wahrhaft unerſchöpflich; man denke an die Bildungen auf i: Nazi, Liſi, Fanni, Keſi, Suſi, Zilli, die beidgeſchlechtigen Pepi, Toni, Willi, Franzi, Zenzi und viele andere. Von Anna bildet das Landvolk Nani, vornehm iſt Nina, daneben allgemein Netti; aus Marie wird Mariedl, Maritſcherl, Mareidl, Moidl, Miral, Miſl, Miſi; und das ſind nicht etwa ſeltene, ſondern allverbreitete Formen! Stetig iſt der Gebrauch, der leider auch in der Umgangſprache der Gebildeten nie überwunden wird, ſo daß ſeine Unterlaſſung, ſo richtig ſie iſt, ſogar affectirt und geziert erſcheint: dem Eigennamen überall,

in allen Endungen, den bestimmten Artikel vorzusetzen. Der Artikel spielt überhaupt in der Mundart eine große Rolle, er wird häufiger angewandt als in der Schriftsprache.

Was das Zeitwort betrifft, so ist das Wiederauftauchen der Form der zweiten Person Mehrzahl (auf ts) neben dem alten Dual des Pronomens (es, enger, enk) weitaus die interessanteste Erscheinung, umso mehr, da diese Formen ein nach den deutschen



Josef Wiffon.

Auslautgelesen umgestalteter Rest gothischer Vorzeit, durch Jahrhunderte in den Schriftwerken des Mittelalters nicht erscheinen, also in den Bergthälern ein weltentlegenes Dasein geführt haben, bis sie im XIV. Jahrhundert sich wieder ausbreiten, ein Symptom des politischen Erstarkens des Stammes unter den Habsburgern.

In lautlicher Beziehung gilt es beim Verbum wie beim Substantivum, daß jedes einzelne Wort die merkwürdigsten Variationen und Assimilationen, Defecte und Wucherformen, Alterthümlichkeiten und Neubildungen zeigt, so daß sehr oft nicht zu entscheiden ist, ob im betreffenden Falle, z. B. ein erhaltener Rest einer veralteten Form oder eine

Vergroberung oder Ähnliches vorliegt. Man sehe neben altem *i' brich', i' gib', i' nim*, auch *i' kim', du kinst, er kint, mir kema'*, aber *i bi kema'* neben *i bi kuma'*; *i' kum'* ist Vergroberung — aber *g'numa', kuma'* (mittelhochdeutsch *genommen, gekumen*) kann ebensogut Nachklang der alten Formen als Neubildung sein. Zur Entscheidung ist es nothwendig, die Formen durch die Urkunden aller Jahrhunderte hindurch zu verfolgen, wo sich dann allerdings die *u*-Formen als moderne Bildungen erweisen. Einige Verba sind im Gebrauche zu Partikeln eingeschrumpft, an denen die Mundart sonst überreich ist; so neben *gelt'* und dem namentlich dem Obderennser geläufigen *gē* (*gemma' gē gē?* wörtlich: *gehen wir geh' gehen?*) das viel berufene *ha°lt*. Zunächst sei festgestellt, daß jenes angebliche „halter“, das norddeutsche Autoren so gern den Österreichern in den Mund legen, nicht existirt, es ist das mißverständene, häufig zu hörende *ha°lt a'* oder *ha°lt ā* (*halt auch, halt ein*).

Wir hätten endlich noch der Wortbildung zu gedenken; ein Blick auf Schmellers Tausende von Vocabeln umfassendes Dialectwörterbuch zeigt uns den Reichthum unseres Stammes. Charakteristische Bildungen, markante Worte, treffende Composita zeitigt die Mundart in Hülle und Fülle. Man nehme die Adjectiva für menschliche Eigenschaften und man wird staunen über den Reichthum und die Anschaulichkeit der Mundart: wie drastisch sind Ausdrücke wie *aufschlach, muddelsaub'*, *riglsam* (*rührig, regsam*), *flöanböanlet* (*kleinbeinig*), *tramhappet* (*traumhappig*), *ohaxet* (*fäbelbeinig, Füße wie ein o*) und viele andere. Wie treffend und harmlos dabei zeigt sich der Volkswitz, wenn er die Stammesgenossen und Nachbarn mit Namen nennt, denen Jahrhunderte die Weihe gegeben: die Obderennser nennt der Niederösterreicher von ihrem Lieblingsgetränke, dem Most, die *Mostschädel* und die Steirer nach Tracht und Schritt die *Kniebohrer*; die Bewohner der Bergthäler des Wienerwaldes, die Pech aus der Kienföhre gewinnen, heißen davon die „*Kēanfirenen*“, wogegen sie die Hauer des ebenen Vorlandes, die nackten Beines den Weinberg bebauen, als „*Braunhaxen*“ verspotten.

Die reiche Phantasie des Volkes, die aus seinem Wortschatze spricht, hat sich seit Menschengedenken auch im Liebe Bahn gebrochen; doch die eigentliche Stätte des Volksgesanges, des Schnadahüpfels (*Schnatterhüpflein, Tänzchen zum Worte*) ist das Bergland, das nach Niederösterreich nur seine Ausläufer entsendet. Und so hat dasselbe — abgesehen von der Hauptstadt, wo das volkstümliche Schauspiel seine Blüte erreicht hat — auch verhältnißmäßig geringeren Antheil an der Dialectdichtung als die Nachbarlandschaften.

Castelli war einer der ersten, der neben Untersuchungen über die Mundart auch Versuche in mundartlicher Dichtung anstellte. Ihm folgte F. N. Vogl, M. Baumann, von dem nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist, und Freiherr von Klesheim, der unter dem Namen des Schwarzblatts vom Wienerwalde eine Anzahl durch übergroße Empfindsamkeit und Ziererei mitunter minder erquicklicher Dichtungen veröffentlichte. Alle



überragt vornehmlich durch wohlthuende Einfachheit, Vertrautheit mit dem Volkston und Gewandtheit in der Wiedergabe der Mundart Johann Gabriel Seidl. Seine „Flinserln“ (Tand, von mittelhochdeutsch vlinz, Kies), in der reinen Mundart des B. U. W. W., reihen sich den besten gleichzeitigen Dichtungen der Oberösterreicher würdig an; die komischen Szenen im Dialecte sind harmlose, aber durchdringende Kenntniß des Volkslebens beweisende Scherze; der erste Platz dürfte jedoch den prosaischen Erzählungen zuerkannt werden. Unter diesen wieder scheint uns durch lebendige Schilderung, knappe Charakteristik, bewegte und doch einfache Handlung „'s Exami“ (das Examen) die beste: ein kleiner Knabe, der nur bis zehn zählen kann, schildert ahnungslos dem blinden Großvater, der in angstvoller Erwartung schwebt, wie sein Vater sich kämpfend vor französischen Marodeuren bergan rettet zu ihnen.

Aber der eigentliche Dichter Niederösterreichs, der seine Mundart schlicht und wahr wiedergegeben wie keiner vor und neben ihm, ist vor wenigen Jahren unbeachtet gestorben und erst nach seinem Tode ist seinem als Torso hinterbliebenen Werke die verdiente Anerkennung geworden. Dieser Mann ist der Priarist Josef Mißon aus Mühlbach am Manhartsberge (1803 bis 1875); seine Dichtung führt den Titel „da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d'Fremd“. Diese wenigen Worte genügen, den Manhartsberger zu charakterisiren, und in der That ist es die Sprache seiner heimathlichen Landschaft, des unteren Manhartsviertels, die er mit seltener Meistererschaft handhabt. Mißon hat einige der besten Eigenschaften mit dem größten deutschen Dialectdichter, mit Fritz Reuter gemein; wie dieser besitzt er in ungewöhnlichem Maße die Herrschaft über die Sprache des Volkes. Nicht umsonst hat Jakob Grimm gewarnt, daß sich „die schämige Mundart sträube wider das rauschende Papier“. Nun, wer wie Reuter und Mißon nicht nur mit klarem Blick in die Seele des Volkes geschaut, sondern wem überdies die Muse die seltene und sondere Gabe verliehen, wiederzugeben, was er in diesem Zauberpiegel erblickt, darf sich an solche Aufgaben wagen! Mißons poetische Genrebilder sind von ergreifender Wahrheit; er besitzt auch Humor — und dennoch ist er gescheitert; denn er ist ein Idyllendichter, kein Epiker und seinem Gedichte fehlt die Handlung. Wohl ist es unvollendet geblieben, aber im achten Gesange ist der Naz', der die Heimat verläßt, noch immer kaum von der Stelle gerückt. Das ist auch ein Hauptgrund, weshalb das Gedicht bei all seinen sonstigen Vorzügen so wenig Leser gefunden. Aber der Ruhm des Dichters, der am treuesten heimische Sprache und Art wiedergegeben, bleibt Mißon unbestritten.

Ist er selbst nicht so gekannt, wie es sich ziemte, so hat der Fortsetzer, den er gefunden, in noch weniger weite Kreise zu dringen vermocht, und doch ist er ein würdiger Epigone, Mißons Landsmann, Schüler und Ordensbruder Josef Strobl (1845 bis 1877). Er hat eine Fortsetzung des „Naz“ versucht, von der ziemlich umfangreiche Proben

veröffentlicht wurden. Strobl zeigt sich in denselben nicht minder vertraut mit der Mundart als sein Meister, nur etwas befangen in dessen Manier. Die Handlung ist bewegter und lebendiger als bei Missou, die Genrebilder aus dem Volksleben sind voll Wahrheit und Fröhlichkeit, doch fehlt des Meisters frischer Humor und mit demselben der Hauch jener Unmittelbarkeit, der den eigensten Reiz des Missou'schen Werkchens bildet.

Dessenungeachtet sind diese drei Männer, Seidl, Missou und Strobl, würdige Repräsentanten ihres Stammes, die ihren Landsleuten die liebenswürdigsten Seiten abgelauscht und ihr Schalten und Walten harmlos und innig, schalkhaft und treu dargestellt haben, — Zeugen der Sangeslust, die in diesen Thälern daheim war, seit die ersten Ansiedler die Alpenwiesen erklimmen, bis auf ihre Enkel, deren voller Zauber vor der Sonnhitze den ersten Sonnenstrahl grüßt, der am Morgen den grauen Gipfel des Schneeberges und das Silberband der Donau in Einem Ruffe trifft.

